Ht. coll.
68 A/4

It. coll. 68 b/4

Neue Reisebemerkungen in und über Deutschland.

Von

verschiedenen Verfassern.

Vierter Band.

Halle,

bei Johann Christian Hendel.

1787.

5 B

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

I.

Über den jetzigen Zustand des Fabrik- und Handlungswesens in der Reichsstadt Hamburg.

(im Jahr 1783.)

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Hamburg ist jetzt – in Betracht des Umfanges seiner Handlung – die dritte europäische und die erste deutsche Handelsstadt. – Ihrer Größe und Bevölkerung nach muß sie zwar den beiden großen Städten Wien und Berlin weichen; – denn sie hat nur 110000 Einwohner; – allein in Hinsicht auf den Reichthum geht sie allen Städten Deutschlands vor; – Wien ausgenommen, welches ihr auch hier den Vorzug wiederum streitig macht.

Unter den Manufacturen und Fabriken in Hamburg sind folgende vorzüglich merkwürdig:

1) Die ansehnlichen Manufacturen in Sammet, Plüsch, Felpel und Kaffa – ferner die Manufactur in seidenen Hals- und Schnupftüchern, in sogenannten Sammetbändern u. d. g. – Diese Waaren gehen größtentheils nach der Ostsee, nach Polen, Rußland u. s. w. einige aber, z. B. der Sammet und Plüsch, werden auch nach Portugall verführt, so wie die Felpel, Plüsche, Manchester und seidenen Tücher

häufig in Deutschland abgesetzt werden. Besonders zieht das Braunschweigische Gebiet, das Hannövrische, Heßische, Bremische, Mecklenburgische, und zum Theil auch das Hollsteinische einen beträchtlichen Theil dieser Artikel. –

Von gleicher Wichtigkeit sind 2) die Cattundruckereyen, welche theils Cattune und Zitze, theils baumwollne Hals- und Taschentücher in großer Menge verfertigen. Von diesen Druckereyen blühen jetzt zehn in Hamburg, und beschäftigen an 3000 Menschen – Zugleich wird in denselben viel Leinwand gedruckt, und auswärts abgesetzt. Die rohen Cattune, welche man in den hiesigen Druckereyen verarbeitet, kommen theils aus Sachsen, theils aus Holland, Coppenhagen und Gothenburg – Beide letztere Städte ziehen diese Waaren aus Ost-Indien und liefern sie roh wieder an die Hamburger ab. – Auf der andern Seite geht der größte Absatz gerade wieder nach der Ostsee hin, indem Schweden, Polen, Rußland und ein beträchtlicher Theil Deutschlands, sich mit den hier gedruckten Cattunen versorgt. Ehedem zog Spanien auch viel von dieser Waare – jetzt aber ist die Einfuhr derselben in diesem Reiche verboten. – Einen äußerst wichtigen Nahrungszweig machen

3) die

3) die hiesigen Zuckerraffinerien aus, welchen Hamburg sogar einen ansehnlichen Theil seines Reichthums verdankt. – Keine europäische Stadt hat so viele Zuckersiedereyen als Hamburg, denn man zählt ihrer hier gegen zweyhundert. Ueberdem werden die hier geläuterten Zuckersorten den holländischen sowol als den englischen und französischen, so wie allen andern Arten von Zucker, deswegen vorgezogen, weil die hiesigen weißer und härter ausfallen als jene *). – Der größte Theil der Länder an der Ostsee, als Rußland, Dänemark und Polen, versehen sich mit Hamburger Zucker. In Deutschland werden von hier aus folgende Gegenden damit versorgt: Mecklenburg, Hollstein, und alle Provinzen, die an der Elbe liegen, ausgenommen das Brandenburgische, woselbst der Hamburger Zucker zum einheimischen Gebrauch verboten ist. Zum Handel hingegen, nach Polen und Oesterreich hin, – welches letztere sich zum Theil auch mit Hamburger Zucker versorgt, – ist der Transport durchs Preußische erlaubt. – Ferner

*) Doch behaupten Andere, die Breslauer Fabriken lieferten noch bessere und härtere Zucker, als die Hamburger; — so wie es am Tage liegt, daß diese, nebst den Zucker-Raffinerien in Lübeck, den Hamburgern großen Abbruch thun. —

In Süd-Deutschland versorgt Triest viele Provinzen mit seinem Zucker.

ner belegt Hamburg alle Braunschweigische und Lüneburgische Staaten mit Zucker; diejenigen ausgenommen, welche ihn durch die Nachbarschaft mit der Weser wohlfeiler aus Bremen erhalten können. Doch ist dieser Strich so groß nicht.

Endlich zieht auch der größte Theil des Reichs, bis über Nürnberg, Augspurg und Ulm hinaus, diese Waare von Hamburg; so wie die westlichen Provinzen von Deutschland, bis fast an den Rhein heran, mit hiesigem Zucker versorgt werden. Diejenigen Gegenden aber, welche den Rhein berühren, können ihn weit bequemer von Holland aus erhalten.

4) Fabricirt man in Hamburg alle Arten von Gold- und Silberdrath, von Tressen, Galonen, Spitzen, Lahn u. s. w. Ferner, Borten, reiche Stickereyen, Brodirungen u. d. g. Diese Manufactur ist ebenfalls sehr ansehnlich. Ihre Waaren haben einen starken Absatz, theils auf den Frankfurter und Braunschweiger Messen (wo sie mit den französischen Waaren dieser Art leicht zu concurriren im Stande sind); theils gehen sie nach dem mittlern Theil von Deutschland und selbst nach Strasburg, ferner nach Schweden, Rußland, Polen, u. s. w.

5) Be-

5) Besitzt Hamburg Strumpfstrickereyen und Färbereyen, welche für diese Stadt ein wichtiges Gewerbe ausmachen. Die darin verfertigten Waaren gehen durch ganz Deutschland, und selbst nach Italien hin. Eine Menge Familien niedern Standes bekommen dadurch Arbeit und Brodt.

6) In dem benachbarten Hollsteinischen Gebiet, im Sachsen-Lauenburgischen, und im Mecklenburgischen, gehören gegenwärtig verschiedenen Hamburger Handelshäusern 18 Kupferwerke; deren jedes aus mehrern Hämmern und Kesselhütten besteht. Hiezu kommen noch 8 Messingwerke, in welchen sowol viele Hämmer für Messing-Bleche als auch eine beträchtliche Zahl von Drath-Zugwerken im Gange ist. Zu allen diesen Anstalten wird jährlich eine große Menge Kupfer aus Norwegen, Schweden, Ungarn, Rußland, und aus den vorzüglichsten deutschen Bergwerken gezogen. Selbst Brasilien liefert eine Menge von Kupfer, welches hier geschmolzen geseigert, in großen Kupferplatten geschlagen, und zu kupfernen Kesseln verarbeitet wird. Einiges wird auch zu Messing, Messing-Blech und Drath benutzt. Daher gehen von hier aus so viele kupferne Platten und Kessel in großen Partien vorzüglich nach Frankreich, Spanien und Portugall hin.

hin. Messing-Blech und Drath wird theils in Hamburg und den benachbarten Provinzen verbraucht, theils in den vorhergenannten Ländern abgesetzt. Besonders geht nach Portugall eine große Menge Kupfermünz-Bleche, welche die hiesigen Werke völlig zurichten, so daß es in Portugall nur ausgeprägt werden darf. – Unter diesen Kupferwerken ist nur ein einziges, nemlich in Poppenbüttel, mit welchem zugleich eine große Silber-Raffinerie in Verbindung steht.

7) Bemerken wir die großen und wichtigen Tobacksfabriken in der Stadt Hamburg. – Sie verarbeiten jährlich eine außerordentliche Quantität von Virginischen, Maryländischen, Havenna- und Portoricco-Toback; – ferner Ungarische, Polnische, Rußische und Deutsche Blätter in großer Menge. Alle mögliche Arten von Schnupf- und Rauchtoback werden hier fabricirt; – mit welchen nicht nur ein großer Theil von Deutschland versehen wird; sondern man führet ihn auch, theils offenbar, theils heimlich in die Dänischen Staaten, so wie nach Schweden, Rußland, Polen, und in die übrigen Provinzen von der Ostsee.

8) Für die Leinwand, und für andere aus leinen Garn fabricirte Waaren ist in Hamburg eben-

ebenfalls reichlich gesorgt. So zählt man hier gegen 25 Zwirnmühlen; einige 60 Bandweberstühle, und 40 Stühle für glatte und geblümte Leinwand. Ferner, eine große Menge von Färbereyen, darunter insonderheit 5 sogenannte Sangaletten-Färbereyen merkwürdig sind. Die Sangaletten – eine Art von gefärbter Leinwand, – gehen von hier aus häufig nach Spanien und Portugall, und von dort in die Colonien dieser Reiche.

9) Ungefehr zehn Wachsbleichen sind bey der Stadt Hamburg angelegt; – Die auf denselben verfertigte Waaren, als gebleichtes Wachs und Wachslichter, gehen vorzüglich nach Frankreich, Spanien, Portugall und Italien.

10) Nadelfabriken zählt man elf. Zwey sind für Nähnadeln, und neun für Knopfnadeln eingerichtet. Diese Waaren finden in verschiedenen deutschen Provinzen starken Absatz; ingleichen in einigen nördlichen und südlichen Staaten von Europa, z. B. in Rußland, Spanien u. s. w. Auch nach Nord-America sind seit einiger Zeit ansehnliche Versendungen von Nadeln gemacht worden.

11) Bemerken wir die hiesigen Fischbeinreißer, welche aus Grönländischen und Brasilianischen Wallfischbarden eine Menge Fischbein von allerley Länge und Dicke bereiten. Dieses geht nicht nur durch ganz Deutschland, sondern noch weiter, nach Ungarn, Polen, und nach vielen Gegenden der Ostsee.

12) Thranbrennereyen und Seifensiedereyen sind hier in ziemlicher Menge. Von Thran gehen jährlich viele tausend Tonnen aus. Besonders zieht Schlesien, Böhmen und Oesterreich viel davon.

Was die hiesige Kaufmannschaft betrift, so haben die großen Handlungshäuser in Hamburg durchgängig eigene Factoreyen in Livorno, Venedig, Lissabon, Porto, Cadix, Mallaga, und fast in allen französischen Häfen, die von einiger Wichtigkeit sind. In einigen Städten haben sie sogar mehrere, z. B. in Bourdeaux, in Ostende, London, Bergen in Norwegen u. s. w.

In Antwerpen, in Bergen, Cadix, Lissabon, London, Madrid, Mallaga und in Paris, haben die

die drey Hanseestädte, Lübeck, Hamburg und Bremen gemeinschaftlich ihre Agenten und Consuln, so wie sie im Haag einen Chargé d'Affaires halten — Ueberdem hat Hamburg allein zu Livorno einen Generalconsul; in Berlin, Coppenhagen, Hannover, Porto, Petersburg, Wetzlar und Wien, seine Agenten, und in Regensburg einen Gevollmächtigten, welcher die Angelegenheiten dieser Reichsstadt auf dem Reichstage besorgt.

Der ausgebreitete Handel der Stadt Hamburg erstreckt sich nicht nur auf alle europäische Länder und Häfen ohne Ausnahme, sondern, nach Beschaffenheit der Umstände und Erfordernisse des Handels, auch auf mehrere Weltgegenden. Es fehlt hier weder an großen Geldsummen, noch an erfahrnen Köpfen; — zwey Bedürfnisse, welche dem ausgebreitetsten und wichtigsten Handel Leben und Flor geben.

Inzwischen ist doch der größte Theil des hiesigen Handels eigentlich nur ein Zwischenhandel.

del. Hamburg verlegt nemlich auf eigene Gefahr und Kosten den östlichen und nördlichen Theil von Europa mit allen Producten, Manufactur- und Colonieartikeln des westlichen und südlichen Europens; – und führt diesen wiederum alle Producte und Fabrikenwaaren der nörd- und östlichen Staaten dieses Erdtheils zu.

Welche Zweige dieses Zwischenhandels aber die wichtigsten und einträglichsten seyn, und wie hoch sich der Ertrag davon belaufe; dieses läßt sich nicht mit Zuverläßigkeit angeben. Denn, wie sehr hängt dies nicht – bey einer so großen Concurrenz – von vielen und äußerst verwickelten Umständen ab, deren Lage sich beständig verändert. Alle Abwechselungen in den Verträgen, und in dem Handelsinteresse der europäischen Mächte; – alle glückliche oder unglückliche Erfolge in den Unternehmungen der kriegführenden Seestaaten; – alle Edicte über die Ein- und Ausfuhr der Natur- und Kunstproducte in den verschiednen Reichen Europens; – alle erhöhete oder verringerte Abgaben u. s. w. haben auf den aus-

ausgebreiteten Handel einer so großen Stadt so starken Einfluß, daß der Zustand desselben beständig mit den obengenannten Ereignissen abwechselt.

Die Anzahl aller Schiffe, die jährlich in Hamburg ein- und auslaufen, macht im Durchschnitt 2000 aus. Hierunter sind zwar die großen Flußfahrzeuge, welche zwischen Berlin, Magdeburg, Lauenburg, Lüneburg und Hamburg gehen, mit eingerechnet; die geringern und kleinern Fahrzeuge aber, welche von den übrigen an der Elbe gelegenen Gegenden nach Hamburg kommen, sind davon ausgenommen. Und diese bringen doch im Ganzen eine große Menge von Waaren nach Hamburg, und nehmen ihre Rückladungen wieder mit.

Der Wallfisch- und Robbenfang hat in Hamburg seit vielen Jahren sehr abgenommen. Ehemals gingen von hier aus 60 bis 70 große Schiffe auf diesen Fang, jetzt (im Jahr 1783) nur 24. – Dagegen haben sich die Assecuranz-

ranzgeschäfte seit einigen Jahren ungemein vermehrt. Gegenwärtig sind sechs große Assecuranzgesellschaften in Hamburg, wovon jede jährlich für 10 bis 20 Millionen Thaler zeichnet. England und Holland lassen sogar – vornehmlich in Kriegszeiten – hier ansehnlich assecuriren. Es ist daher wahrscheinlich, daß dieser einzige Zweig der Stadt jährlich eine halbe Million Thaler reinen Gewinn einbringt.

II.

Auszug eines Briefes vom Rhein.

Den 20sten August 1783.

- - - - - „So viel auch die nordlichen „Deutschen historische und politische Journale, „Staatsanzeigen u. s. w. lesen, so wenig können „sie sich doch richtige Begriffe von den Verände„rungen und deren Wirkungen formiren, die von „Zeit zu Zeit im südlichen Deutschland vorgehen, „ohne diese Provinzen selbst zu bereisen. Ein „Zeitraum von zehn Jahren macht oft einen so „auffallenden Unterschied in Sitten, Gebräuchen, „Aufklärung, Ton und Lebensart, daß ein Rei„sender, der in diesen Ländern vormals gewesen, „in nie gesehene Gegenden zu kommen glaubt. Ja „es ereignen sich hier oft sehr merkwürdige und „höchst sonderbare Vorfälle, wovon man im nord„lichen Deutschland nicht mehr erfährt, als ob sie „sich in China zugetragen hätten. Wie viele tra„gen nicht aus politischer Rücksicht Bedenken, „Dinge, die unter ihren Augen vorgehen, be„kannt zu machen; andern fehlt hiezu ein schick-

 „liches

„liches Vehiculum, andre sind wieder zu träge, „oder können nicht schreiben. Auf diese Weise „bleibt mancher Vorfall verborgen, und wenn „er denn nach vielen Jahren laut erzählt wird, „so bezweiflet man ihn, weil die Zeitgenossen ganz „davon geschwiegen haben. Da dieses selbst in „dem schreibsüchtigen Nord-Deutschland der Fall „ist, so kann es destoweniger in den südlichen „Gegenden befremden. Wer hat wol außerhalb „Sachsen ein Wort von der sonderbaren Gespen„stergeschichte gehört, die sich vor einigen Jahren „nicht in einer kleinen Stadt, sondern in dem „glänzenden Dreßden selbst ereignete, und dem „Beichtvater eines großen Prinzen ein so tragi„sches Ende zuzog? Dem verkappten Deutsch„Franzosen, der unter einer Menge falscher Nach„richten, schiefer Urtheile und unrichtigen Be„merkungen auch manches wahre erzählt, haben „wir diese Anekdote zu verdanken, die Thatsache „ist. Ich will Ihnen hier eine Rheinländische „erzählen, die, so wunderbar sie auch klingt, „und so unbekannt sie auch in Norden ist, den„noch sich wirklich zugetragen hat, oder vielmehr „sich noch zuträgt, worüber ich die genauesten „Nachrichten eingezogen habe. Es ist unter dem „Pöbel in Oesterreich und noch mehr in Bayern „eine gemeine Sage, daß die letzte Gemahlin „des Kaisers noch lebe. Ein so abgeschmacktes

„Ge-

„Gerücht, das nur der Abschaum des Pöbels „glaubt, war unter aller Bemerkung, und ver„ursachte daher auch nicht die geringste Sensation. „Allein siehe da! vor drey Jahren trit ohnweit „Bingen diese långst verweste Kaiserin ganz le„bendig gleichsam ex machina hervor, und wan„delt unter den Sterblichen umher, bis auf den „heutigen Tag. So unbegreiflich es auch scheint, „mitten in Deutschland eine solche Demetrius„Rolle fortdaurend gespielt zu sehen, so ist es „doch der strengsten Wahrheit gemäß, daß eine „Betrügerin sie mit vielem Glück übernommen „hat. Diese Person ist nicht übel gebildet, und „ungefehr 40 Jahr alt; ihr Betragen verråth „keine Erziehung, wie denn auch ihre Geistesfå„higkeiten sehr eingeschränkt sind. Indessen be„sitzt sie die Klugheit, sich über ihre kaiserliche „Schicksale mit vieler Behutsamkeit auszudrücken. „Obgleich sie fest behauptet, daß sie des großen „Josephs Gemahlin sey; so nimmt sie es doch „nicht übel, wenn man daran zweifelt. Sie „spricht vom Kaiser beståndig mit Ehrfurcht, und „schreibt sein Betragen gegen sie großen Staats„absichten zu. Ihre Erscheinung ohnweit dem „berufenen Måuse-Thurm erregte bey gutherzi„gen weltunkundigen Bewohnern dieser Gegend „ein erstaunliches Aufsehen. Jedermann hier „glaubte ihr Vorgeben, und man beeiferte sich, da

„sie in allem Mangel litt, sie nach äusserster „Möglichkeit zu unterstützen. Ein zwey Stun„den von Bingen wohnender Hüttenmeister, Na„mens Sahler, der einen Eisenhammer besitzt, „erhielt an ihr den Vorzug, sie in seinem Hause „aufzunehmen. Sie wurde von ihm sehr an„ständig gekleidet, gespeiset und bedient; sie hat„te sogar Wagen und Pferde zum spatzierenfah„ren, welches denn auch täglich geschah. Ein „so ausserordentlicher Vorfall erregte erstaunliches „Aufsehen. Alles strömte von den umliegenden „Gegenden hieher, um diese Kaiserin zu sehen, „und zu sprechen, die auch gar nicht zurückhal„tend war, sondern sich gerne zeigte. Die Sa„che schien dem kaiserlichen Gesandten am Nie„derrheinischen Kreise ernsthaft zu werden, er be„richtete daher diese Begebenheit nach Wien, wo „sie der Kaiser mit Lachen anhörte, und aus „großer Langmuth ungeahndet ließ. Obgleich „nun durch die Länge der Zeit die meisten Be„wohner dieser Gegenden an der Betrügerey „nicht mehr zweifeln, so sind dennoch viele, die „sich durch das unerwartete kaiserliche Stillschwei„gen berechtigt glaubten, das Vorgeben für ge„gründet zu halten. Unter diesen befindet sich „auch ihr Wirth Sahler, der mit seiner Gast„freyheit beständig fortfährt, so daß in seinem „Hause auf der Buxweiler Neuhütte bey Strom-

„berg,

„berg, zwischen Bingen und Creuzenach diese „Farce noch jetzo ununterbrochen fortgespielt „wird. – – – Die Ausbreitung der Toleranz, „selbst in den geistlichen Churfürstenthümern, die „unsere Periode so sehr auszeichnet, verursacht, „daß die Aufklärung in den Rheingegenden merk„liche Schritte macht. Gute Bücher werden ge„mein, die in Brandenburg und Sachsen auf „allen Zungen sind, hier aber sogar bis auf den „Namen unbekannt waren. Es entstehen allent„halben Lesegesellschaften, deren manche von auß„serordentlicher Art sind. Die merkwürdigste „derselben, die nirgends in Deutschland ihres „Gleichen hat, ist die große Lesegesellschaft zu „Mainz, die nach einem wohlgeordneten Plan er„richtet wurde. Einige wenige Biedermänner „waren Stifter derselben. Vom Patriotismus „beseelt, und aus Liebe zu den Wissenschaften „wandten sie ihre Bemühungen an, das Insti„tut zu gründen, und bald nachher zu erweitern. „Der glücklichste Erfolg überstieg in kurzem alle „Erwartung, und machte dieses Institut zum „größten und einzigen seiner Art. Die Gesell„schaft besteht jetzo aus 193 Personen, worun„ter fast alle Minister, Domherrn, und über„haupt der aufgeklärte Theil des Adels und andre „angesehene Personen befindlich sind, die für den „elenden Preis von 12 Gulden jährlich hier Nah„rung

„rung genug für ihren Geist finden. Nirgends „liest man mehr wenn man will, wohlfeiler und „bequemer als hier, so daß die Anzahl von 193 „Personen in einer solchen Stadt wie Mainz, „mir nicht groß, sondern geringe scheinen würde, „wenn ich nicht gedächte, daß dieses bey der „Morgenröthe der Aufklärung schon genug ist, in „einem Lande, wo so mancher Mann von Be„deutung für eine Flasche alten Rheinwein die „ganze Alexandrinische Bibliothek hingegeben ha„ben würde. Die Gesellschaft besitzt ein wohlge„legenes pallastartiges Haus, sehr zierlich meu„blirt, wozu viele Mitglieder durch Geschenke „von Landcharten, Kupferstichen u. s. w. beyge„tragen haben. Die Zimmer sind alle Tage, so„gar Sonntags, von Morgens bis in die Nacht „für die Leser offen, so daß man fast immer Ge„sellschaft darin antrift. Des Abends sind sie „schön erleuchtet; kurz alles ist so anständig und „wohl eingerichtet, daß es Mainz Ehre macht „und höchst nachahmungswürdig ist. Man liest „hier alle gute periodische Schriften und Zeich„nungen; desgleichen hat man den Anfang zu ei„ner Büchersammlung gemacht, wozu die Bücher „größtentheils geschenkt worden sind. Die litte„rarische sowol als die öconomische Administra„tion der Gesellschaft ist ganz democratisch, so, „daß über jede Kleinigkeit, ja über die geringste

„Bro-

„Brochure allgemein gestimmt wird. Dieses ist „der Hauptfehler des Instituts, der aber freylich „allein für ein Dutzend Mängel gelten kann. An„statt dem Ausschuß, der mehrentheils aus auf„geklärten sachkundigen und angesehenen Mitglie„dern besteht, die völlige Direction, wenigstens „im litterarischen Fach zu überlassen, glaubt ein „jeder wie auf einem polnischen Reichstag seine „Stimme geben zu müssen; daher denn auch na„türlich das Resultat oft ganz im polnischen Ge„schmack ist. Dieses zu beweisen, darf ich nur „anführen, daß die vortrefliche Berliner Monat„schrift hier durch die Mehrheit der Stimmen ver„worfen worden ist. Der Ausschuß versammlet „sich nach Gutbefinden; allein die Zusammen„kunft der ganzen Gesellschaft geschieht monatlich „einmal. Einem jeden Fremden ist der Zutritt „verstattet; eine Freyheit, deren sich der Abt „Raynal bey seinem hiesigen Aufenthalt auch oft „bedient hat, und die den Dank aller Reisenden „verdient. In Trier befindet sich auch eine große „Lesegesellschaft, die sehr gerühmt wird, ihre Ver„fassung aber ist mir unbekannt. Es formirt „sich jetzt hier auch ein litterarisches mercantili„sches Etablissement von einer andern Art. Der „durch die Uebersetzung der unsterblichen Werke „des Robertson berühmte Schiller legt hier eine „große englische Druckerey an, wobey er sehr

„mannigfaltige Absichten hat. Durch einen „Aufenthalt von zwanzig Jahren in England ist „er mit der Sprache dieses Landes so bekannt „worden, daß er hofft die besten Werke der Deut= „schen in einem nie gesehenen Lichte den Englän= „dern darzustellen. Er wird ferner englische „Bücher nachdrucken, und dadurch die Ausbrei= „tung der englischen Litteratur befördern; des= „gleichen ist er willens, eine Zeitung in dieser „Sprache zu schreiben, wodurch er sich schmei= „chelt die vielen nach Deutschland kommenden „englischen Zeitungen entbehrlich zu machen. So „groß indessen diese Unternehmungen auch sind, „so sind sie jedoch einer noch größeren unterge= „ordnet, die darin besteht, alle merkwürdige neue „Reisebeschreibungen, die von Personen aller Völ= „ker, Engländer allein ausgenommen, gemacht „worden sind, ins Englische zu übertragen, wozu „ihn die drey großen Männer Robertson, John= „son und Banks aufgemuntert, und ihren Bey= „stand versprochen haben. Nach seinem Entwurf „wird das Werk in fünf bis sechs Quartbänden „erscheinen, und eine Menge von Charten, Planen „und Kupferstichen enthalten. Die Unternehmung „ist sehr groß und kühn, allein wer England „kennt, wird an dem wahrscheinlich guten Erfolg „nicht zweifeln, wenn Schiller das versprochene „genau leistet. Der Churfürst hat ihm einen an=

„sehn=

„sehnlichen Vorschuß zur Gründung seines Eta-
„blissements gethan, das dem Lande gewiß Ehre
„und Vortheil erwerben wird. – – – – – –
„Die Fortschritte der Toleranz im Mainzischen,
„die die Regierung ungemein begünstigt, contra-
„stiren sehr sonderbar mit der fortdaurenden In-
„toleranz der benachbarten Stadt Frankfurt ge-
„gen die Reformirten, die so unbegreiflich als
„lächerlich ist. Man kann dreist behaupten, daß
„diese hier durch den Mangel an Aufklärung ent-
„steht, der hier größer ist, als man vermuthen
„sollte. Die Reichthümer des Orts und der
„große Ueberfluß an Lebensmitteln verursachen,
„daß man alle Sorgfalt auf die wollüstige Nah-
„rung des Körpers wendet, wobey an den Geist
„wenig gedacht wird. Auch sieht es um den Ge-
„schmack noch sehr mißlich aus, wovon unter an-
„dern die Böhmische Schauspielergesellschaft den
„Beweis liefert, die, über allen Ausdruck elend,
„dennoch so sehr den Beyfall des Frankfurter
„Publicums erhalten hat. Ich weiß keine Stadt
„weder in noch ausserhalb Deutschland, wo die
„Juden so ausserordentlich sclavisch und verächt-
„lich behandelt werden als hier. Die Verthei-
„diger dieser unglücklichen Menschenclasse scheinen
„den elenden Zustand der Frankfurter Juden nicht
„gekannt zu haben, der in der That reichen
„Stoff zum Mitleiden liefert. Da, wo der Jude
„sinn-

„sinnreich erfundene und entehrende Abgaben be„zahlen muß, wo er, wie in Nürnberg, nicht „wohnen darf, wol aber seinen Aufenthalt in „der Stadt nach Stunden und Gutdünken zu be„rechnen hat, oder wo er, wie in Zürch, nicht „einmal zum Thor hineingelassen wird, da, sage „ich, ist der Jude bey weitem nicht so un„glücklich, als hier, wo nach demselben Verhält„niß, daß der Bürger Freyheit genießt, die „Sclaverey der Israeliten vergrößert wird. Er „darf nirgends als in der unausssprechlich schmutzi„gen und cloakenähnlichen Judenstraße wohnen, „die wie ein Gefängniß verschlossen wird. Alle „Sonntage wird das Judengeschlecht den ganzen „Tag daselbst eingesperrt, vermuthlich aus dem „abgeschmackten alten Vorurtheil, daß sie sonst „den Gottesdienst stören könnten. Die angese„hensten desselben dürfen nicht wagen, die „Schranken zu übertreten, die jedem getauften „Bettler und Straßenjungen offen stehn. Da es „indessen ihre Existenz durchaus verlangt, daß sie „oft ihr unflätiges und pestilentialisches Nest „verlassen, um ausserhalb nach frischer Luft zu „schnappen, so kann man nicht ohne Mitleiden „sehen, daß wohlgekleidete Weiber dieser Nation, „durch die Schmach gebeugt, beständig an den „Schranken der Spatziergänge herumkriechen, die „eine unsinnige Politik vor ihnen verschlossen

„hält.

„hält. Die Männer müssen schwarze Mäntel „zum Abzeichen tragen, kurz man scheint hier ge„flissentlich alles zusammengehäuft zu haben, was „dieses Volk nur mit Schande bedecken kann. „Die Folge davon ist, daß reiche ausländische Ju„den diese Stadt scheuen, entweder gar nicht oder „doch höchst ungerne herkommen, und sich so„bald als nur möglich wieder wegmachen. Ein „schönes und reiches jüdisches Frauenzimmer aus „Berlin, befand sich kürzlich auch in dieser Lage. „Sie war nach Frankfurt gekommen, ihre Ver„wandten zu besuchen; da sie nicht nach Belie„ben wohnen konnte, mußte sie sich gefallen las„sen, ihren Berliner Pallast mit einer Cloake zu „vertauschen, worin sie denn gesetzmäßig einge„kerkert wurde, und die sie nicht verlassen konn„te, ohne neue kränkende Demüthigungen zu er„fahren. Dieses war zu viel für ihre Philoso„phie; sie eilte weg, um die Frankfurter Alleen „zu vergessen, die sie, so wie Moses das gelob„te Land, nur von weitem gesehen hatte, und um „sich in dem Thiergarten zu Berlin durch die Be„wunderung schadlos zu halten, die man in die-

„ser

„ser galanten Stadt der Schönheit zollt, sie „mag getauft oder ungetauft seyn. Selbst „ein Mendelsohn würde sich diesen entehren„den Gesetzen unterwerfen müssen, wenn er „hieher käme. Ich habe oben die Intoleranz „gegen die Reformirten berührt. Es ist be„kannt, daß sie keine Kirche noch Bethaus in „der Stadt haben dürfen, und daß sie sogar ge„zwungen sind, ihre Kinder durch lutherische Pre„diger taufen zu lassen, wie denn auch keine ande„re als diese die Trauungen verrichten dürfen. „Wollten sie diese Religionsgebräuche durch ihre „eigene Prediger zu Bockenheim in ihrer Kirche „ausüben, so würde ihr Bürgerrecht in Gefahr „seyn. Folgender Umstand aber ist meines Wis„sens unbekannt, und dennoch höchst würdig be„merkt zu werden. Wenn in den der Stadt ge„hörigen Hospitälern sich todkranke Personen be„finden, die nicht lutherischer Religion sind, und „diese wünschen nach den Gebräuchen ihrer Kir„che von hinnen zu fahren, so müssen sie sich, mit „Gefahr ihren Tod zu beschleunigen, sterbend aus „dem Hospital tragen lassen, damit sie in einem

„andern

„andern Hause das Abendmahl empfangen, oder „ruhig gesalbt werden können; eine Ceremonie, „die ein jählinger durch solche Wanderung bewirk„ter Tod nicht selten verhindert. Ich wette, „Freund, daß Ihnen diese Nachricht so neu als „befremdend ist. Wir lesen mit Begierde, was „man uns von den Sitten und Gebräuchen der „orientalischen Völker und der Süd-See-Länder „erzählt, und wissen so manche sonderbare Ge„bräuche und Gesetze nicht, die unter unsrer deut„schen Nation herrschen. Nirgends hält die Ab„schaffung solcher Mißbräuche schwerer als in den „Reichsstädten, wo das Herkommen das erste „unverbrüchliche Gesetz ist, gegen welches alle „Einsicht und Erfahrung der am Ruder sitzenden „Personen nichts vermag, die dem Strom wei„chen müssen. Die alte Verordnung muß be„folgt werden, sollte gleich die Veranlassung dazu „bis auf die letzte Spur vertilgt seyn, ja sollte „auch die Politik durchaus Abänderungen oder „Ausnahmen verlangen. So kam eine regie„rende deutsche Fürstin reformirter Religion vor „einigen Jahren in Frankfurt nieder; die Tauf-

„hand-

„handlung in der Stadt wurde nicht bewilligt,
„der Säugling mußte durchaus eine Reise ma-
„chen, um anderswo durch einen reformirten
„Prediger getauft zu werden. Der Magistrat
„gehörte selbst unter die Gevattern, und das
„fürstliche Kind wurde reichlich beschenkt.„ –
– – –

III.

Schreiben vom Nieder-Rhein.

Z***

Am 10ten August 1784.

Sie sollen nun den weitern Verfolg meiner kleinen Reise hören, die, so unbeträchtlich sie auch war, vielleicht doch Gegenstände berührt, die Ihnen nicht unangenehm seyn werden.

Meinen letzten Brief haben sie von Neuwied erhalten, das ich gestern frühe verließ. Noch beschäftige ich mich mit dem Gedanken über die Springfedern, die der nun neu gefürstete Graf von Neuwied in Bewegung setzte, um diesem seinem kleinen Staate den Wohlstand zu geben, den er jetzt genießt. Nur Duldung, Freyheit im Denken und Handeln, und Staats-Oekonomie waren die Quellen, wodurch er Fremde mit ihrem Vermögen in das Land zog, Handel und Wandel emporhob, seine mäßigen Revenüen nach und nach unglaublich vermehrte, und Einrichtungen zu Stande gebracht hat, die andern größern Staaten gewiß zum Beyspiel und zur Nachfolge dienen können. Ich war eben bemühet diese Data mit innerm Gefühle des Beyfalls näher zu entwickeln,

wickeln, als ich mich schon an den Gränzen des Chur-Trierischen Landes befand.

Da sahe ich gleich den großen Abstand beym ersten Dorfe, bey jeder einzelnen Hütte und ihren Einwohnern, die die geistliche Landesverfassung auf die Lebensart, Industrie und den Nahrungsstand des Unterthans gemacht hatte. Fast auf jedem Gesichte war Bedürfniß, Gram, Unlust und Besorgniß geschrieben, und ich hätte wie bey den Kreutzzügen, gleich den Kreutz-Ritter aus der Rotte der wohllebenden Saracenen auszeichnen können, so auffallend war der Abstand, den der trierische Unterthan gegen seinen Nachbar machte.

Ich kam eben zu Coblenz an, da der römische Nuntius von Brüssel, in einem Postzuge von Sechsen, vor mir in die Stadt trabte. Er ward von dem Churfürsten, der sich auf dem Lustschlosse zu Kerlich befand, erwartet, und nur seinetwegen wurde die Reise des Churfürsten in das Stift zu Essen, noch auf einige Tage verschoben. Wenn zween Gesandten des römischen Pabsts bey einem Hofe vertrauten Zutritt haben, denn kann es auch den Höflingen an Beförderung des Heils ihrer Seelen nicht fehlen.

Das

Das Füttern meiner Pferde verstattete mir die Zeit, mich in der Stadt umzusehen. Ein gefälliger Bürger zeigte mir die alte Festung Ehrenbreitstein, die jenseits des Rheins auf dem Abhange eines Felsen noch im alten Ritter-Costume gebauet ist, und von einem gleich hohen Berge beherrschet wird, und daher bey jetziger Kriegswissenschaft zu nichts anders mehr taugen kann, als alte Invaliden, Krähen und Thurmsperber zu beherbergen, und uns an die Mannheit unserer deutschen Voreltern zu erinnern. Das äußere Ansehen reizte mich nicht den innern Prunk derselben zu beschauen, ich begnügte mich nur die neue Anlage eines Schlosses zu besehen, das der Churfürst disseits des Rheins, oben an der Stadt, zu seiner künftigen Residenz erbauen läßt, und schon ein ziemlich gutes Ansehen hat. Es ist zwar hierzu nicht die angenehmste Gegend gewählt, da aber mehr auf die Festigkeit und Höhe des Bodens, als auf die Aussicht gesehen werden mußte, so wurde dieser Platz bebauet, und die gute Auswahl hat die heurige Ueberschwemmung des Rheins schon bestätiget. Die Besorgniß, daß der Fels von Ehrenbreitstein sich mit der Zeit einmal stückweise losreissen, und die alte mehr als hundertjährige Residenz endlich zerschmettern könnte, die im Thal, am Fuße des Felsen, mit der Aussicht auf den Moselfluß, wo er sich mit dem

Rhein vereiniget, erbauet ist, war der Anlaß zu dem neuen kostbaren Bau, der ohne sonstigen Zufluß den Kräften des kleinen Churlandes nicht angemessen zu seyn scheint, und wozu die Landstände jährlich eine eigne Summe verwilligen müssen, um ihm Fortgang zu geben. Das Gebäude selbst ist nach einer aus welschen und französischen Bruchstücken zusammengesetzten Idee angelegt, und nach der Aussage meines Begleiters hat ein ausländischer Baumeister von Paris darüber die Direction und Aufsicht, welcher einen ansehnlichen Jahrsgehalt davon bezieht, und alljährlich herausreist, um seinen französischen Flitterwitz den guten Deutschen theuer zu verkaufen, den Bau aber selbst, weil er nur so lange, als er unvollständig ist, davon Nutzen hat, mit seinem Willen niemals zu vollenden: der Churfürst ist jedoch versichert worden, die neue Residenz innerhalb zwey Jahren selbst beziehen zu können, und wirklich hat man schon einen Theil der städtischen alten Festungswerke niedergerissen, um einen bequemen Weg zu diesem Gebäude herzustellen.

Coblenz, die Stadt und das Thal schien mir nicht so nahrhaft, als es doch, nach seiner bequemen Lage an zween schiffbaren Flüssen, seyn könnte. Die Bevölkerung ist gering, das Gewerbe

werbe der Einwohner mäßig, die Gasthäuser sind schlecht und unbequem, und ohne das Personale der Geistlichkeit des ausländischen Adels, der Höflinge, der Landesstellen und des Militairs würde Coblenz ein ganz einsamer Ort seyn, und kaum die Spur einer alten Commercial-Stadt dem Fremden merkbar machen.

Der Churfürst, ein liebenswürdiger Prinz aus dem Churhause Sachsen, und von seltener Großmuth und Güte des Herzens, bewohnt noch zu Winterszeit den vom Felsen etwas entfernten sogenannten neuen Bau im Thal jenseit des Rheins; im Sommer aber ist er mehrentheils auf seinen Luftschlössern unfern Coblenz.

Mein alter Bürger klagte über die vielen Staats-Pensionisten, wovon er mir einige Canzler, mehrere Cammer-Directoren, Hofräthe ꝛc. hernannte, die alle in Ruhe gesetzt sind, und, ohne dem Staat weiter zu dienen oder zu nützen, dennoch ihren Gehalt fortbeziehen. Ich wußte ihm hierauf nur die Güte des Churfürsten entgegen zu setzen, wovon diese Nachsicht gewiß ein redender Beweis ist.

Das Militair schien in dieser Stadt erst von der Kindheit erwachsen zu seyn, ist auch durch

siebenhundert Mann Landmiliz neu vermehrt worden; ich traf davon einige junge Officiers, gekleidet in deutschen Stiefeln, preußischen blau und rothen Ueberröcken, und französischen Federn und Kokarden auf der Straße an; der gemeine Mann hingegen, der in weiß und rother Uniform auf dem Posten stehet, hat schon ein ganz gutes Ansehen.

Mein Begleiter mußte einem braunen Mönch, der ihn angeredet hatte, in einer engen Gasse Stand halten. Ich war stummer Zuhörer der Unterredung. Der Mönch erzählte ihm mit vertraulicher Beängstigung, wie der Weih-Bischof von Mainz, der auch geistlicher Referendarius des Churfürsten ist, vor einigen Tagen zu Bonn gewesen sey, und sich nun auch zu Coblenz aufgehalten habe, um unter den drey geistlichen Churfürsten die Gesammt-Aufhebung vieler Klöster und ganzer Mönchsorden in ihren Staaten festzusetzen, ohne den römischen Hof darum eigends zu befragen; der Mönch aber wollte viel von Hinterstellung dieses Projects durch die römischen Nunciaturen wissen, konnte jedoch seine große Besorglichkeit nicht verbergen. Ich wünschte einer solchen guten Nachahmung des Beyspiels unsers großen deutschen Kaisers heimlich Glück, die jedoch nach Lage der geistlichen Localverfassung noch zur Zeit nicht wahrscheinlich ist. Ich erfuhr

fuhr kurz hernach von einem staatseinsichtigen Mann, der eben diesen Weih-Bischof unterwegs gesprochen und ausgeholet hatte, daß die Hauptabsicht seiner Mission nach Bonn und Coblenz blos die war, in der beym Cammergerichte zu Wetzlar rechtshängigen Sache des Benedictinerklosters Schwarzbach wider seinen Prälaten bey den zween Erzbischöffen eine Assistenz und Mitwirkung gegen die kaiserlichen und reichsgerichtlichen Urtheile zu Stande zu bringen, die, nach dem churmainzischen Angeben, den erzbischöflichen Diöcesan-Gerechtsamen zu nahe getreten seyn, und auch auf jede erzbischöfliche Diöces von weitern üblen Folgen seyn könnten. Wie aber der Weih-Bischof Heimes mit diesem Auftrag zu Bonn zu stande gekommen, läßt sich leicht begreifen, wenn man dem weisen Bruder des deutschen Kaisers zumuthen will, über Sachen, die ihn und seinen Staat gar nicht betreffen, eines unruhigen schnöden Mönchs wegen, sich mit seinem großen Bruder zu entzweyen, dessen kaiserliche Vorrechte und Urtheile zu widersprechen und selbst zu vernachtheiligen.

Coblenz hat außer den Weinhäusern keine bestimmte Oerter zu öffentlichen Zusammenkünften, keine Concerte, keine Schauspiele; die Promenaden sind an dem Wall und in einem vier-

eckigten Platz mit Bäumen in der Stadt; selbst die Straßen der Stadt sind den Einwohnern Spaziergänge, die durch das Policeygesetz sehr hell und sauber sind, welches keine heraushängende Schilder der Weinhäuser, noch den Kramläden Wetterdächer gestattet. Die Aussicht auf der Moselbrücke ist herrlich. Nur sieht man noch an den Ufern die Verwüstung, die die letzte Eis- und Wasserüberschwemmung der Mosel angerichtet hat, und da mein Spaziergang bis zur Nacht gedauert hatte, mein Kutscher aber den großen Berg bey Coblenz, über den Hundsrücken, bey Nachtzeit sich nicht getraute zu befahren, so muste ich, wider mein Vorhaben, noch die Nacht in der Stadt verweilen.

Ein großer Lärm, bey einer türkischen Musik, die manchen Abend, beym sogenannten Zapfenstreich oder Retirade der Soldaten, in der Stadt herumzieht, und von einer Menge Volks begleitet wird, schien eine Lieblingsfreude des Pöbels und der Spaziergänger zu seyn; ich sahe Menschen mancherley Art und Standes sie begleiten, auch die Verliebten gingen hierbey nicht umsonst, und jederman schien das große Geräusch zu behagen, das doch das an reinere Töne gewöhnte Ohr nur beleidigen konnte.

Der

Der allgemeine Character der Coblenzer ist gutmüthige Schwatzhaftigkeit, Nachahmung französischer Sitten, und Egoismus in großem Grade. Das Geblüt des schönen Geschlechts ist nicht schön, aber doch leidlich, nur die Sprache verunstaltet, die ein Zwitter und Gemisch von der rhein- und niederländischen ist.

Mit dem Anbruch des Tages setzte ich meine Reise fort.

Wir durchliefen eine ganz kleine Pläne, die bey der damaligen trocknen Witterung und durchgängigem Mißwachs doch noch ziemlich viel Früchte, vornehmlich aber eine Menge Obst trug; dann musten wir schon bergan fahren, und einen großen Berg auf sehr übel ausgefahrnen Wegen übersteigen, am Hange desselben ist die Klause der Kartheusermönche in einer reizenden Gegend mit der schönsten Aussicht über die Stadt auf den Rhein und die Mosel erbauet; an ihrer Pforte traf ich schon am frühen Morgen einen Klausner mit blühend rothen Wangen an, der die auf den Markt nach Coblenz gehenden Bäuerinnen die Revüe paßiren ließ, einige schöne Dirnen anrief, und mit ihnen wohlbekannt zu seyn schien. Wenn Wohlleben und Müßiggang zu beneiden sind, so muß gewiß der Neid auch an diesem Ort bereits

seine

seine Zähne geschärft haben; der Klausner war der Beweis des Vordersatzes.

Weiter bergan traf ich immer schlechtere Wege, Waldungen und hölzerne Kreuzstöcke an, die den Weg zu dem nächsten trierischen Ort Wald-Aesch schon seit vielen Jahren zu vergewissern gedient haben; dieses Dorf enthält in seinen Hütten mehrentheils arme Leute, nur wenige Einwohner ausgenommen, die einiges Vermögen haben. Ein solches Verhältniß trift aber fast bey jedem Dorfe in geistlichen Staaten ein, und es ist eine natürliche Folge der Landesverfassung, die für Bevölkerung und gleich ausgetheilten Nahrungsstand nicht eigene Sorge trägt.

Nun fand sich kein Dorf mehr bis Oehr, das einem Nonnenkloster zu Popard zugehört, und außer einem Forellenreiher für das Kloster nur armselige Hütten vorzuzeigen hat; der Weg war immer schlecht, und für eine Landstraße sehr ungebahnt; zu jeder Seite blos Waldung, und endlich ein alter Wildzaun, der auf einer Seite ganz offen ist, damit sich das Wild aus dem ganzen Park dort besser sammlen, auf die nahen Felder des Landmanns fallen, und seinen jährigen Schweiß in einer Nacht verwüsten kann.

Hinter

Hinter Oehr in einem Thal an einer dürren Heide liegt ohnweit des gräflich layischen Dorfs Leiningen, hart an der Landstraße, ein Sauerbrunnen, der auch besagtem Grafen zugehört; er ist gefaßt, und mit einer kleinen Rundung von Schiefersteinen umgeben. Nahe daran liegt auch eine Hütte, worin der gräfliche Brunnenverwalter denen die Krüge zumacht und verpicht, die von diesem Wasser ablangen lassen; die Quelle ist nicht stark, und mag noch einen Zufluß von wildem Wasser haben. Ich habe das Wasser versucht; es schmeckt eisen- und schwefelartig, ist geringhaltiger als jenes des Schwalbacherbrunnens, hat weniger fixe Luft, bläht auf, und mag von keinem sonderlichen medicinischen Nutzen seyn, ohnerachtet der churpfälzische Oberamtsphysicus und Doctor zu Simmern sich viele Mühe giebt, es den Kranken anzupreisen, dessen Wunderkraft auszubreiten, und dadurch die Belohnung abzuverdienen, die er für chymische Versuche über diesen Brunnen, theils schon erhalten hat, theils noch jährlich empfängt. Auf seinen Anlaß hat der Graf ein Landgebäude ohnweit des Brunnens aufführen, einen kleinen Platz zu einer noch kleinern Promenade abgleichen, und mit vier und zwanzig Lindenstämmen in diesem Frühjahr, wie noch zu sehen war, bepflanzen lassen, wovon aber kaum der dritte Theil angeschlagen ist. Das Gebäude,

bäude, das zweystöckig ist, und sechs bis acht Zimmer halten kann, ist nur äusserlich vollendet, und noch wirklich unter der innern Einrichtung; es ist gar zur Mode geworden, fixe Luft in Wassergestalt zu verkaufen, und dadurch dem Lande, gleichwie durch Wallfahrten zu unkräftigen Wunderbildern, einen neuen Zweig von Einkünften zu verschaffen. Es ist aber sehr zu zweifeln, ob auch dieses Unternehmen den vorgesetzten Erfolg haben wird, da die Gegend weder Buschwerk noch Schatten, noch sonstige Annehmlichkeiten hat, fast in jedem Staate schon dergleichen Gesundheitsbrunnen eröffnet sind, die Ruf und Zulauf haben, und nun man gar sich sein Sauerwasser durch chymische Versuche selbst zu Hause fertigen, und mit so viel fixer Luft schwängern kann, als man zu Herstellung der Gesundheit nöthig hat, und nur der Körper erleiden kann.

Nach wieder überstiegenem Berg kam ich endlich an die churpfälzische Schosserstraße, die Trier und Pfalz von einander scheidet, und hier war der Abstand sowol in der Nahrung als in der Landescultur selbst wieder äußerst auffallend, der sich zwischen beiderseitigen Staaten zeigte; der trierische Unterthan zählt ungleich weniger Abgaben als der Pfälzische, hat gleichen Grund und Boden, gleiche Lage mit demselben, und ist doch

doch ungleich ärmer und elender, als jener; was mag anders die Ursache als die geistliche Staatsverfassung seyn? die auch bey der größten Sorgfalt des besten Churfürsten doch mangelhaft seyn muß, weil es dergleichen Resultate unwidersprechlich beweisen.

Von diesem Anfange des guten Weges hat der Reisende noch drey Stunden bis Simmern, die ich in der Hälfte Zeit mit müden Rossen zurückgelegt habe, und abermal überzeugt wurde, wie sehr gemachte Straßen dem fremden Wanderer behaglich, und selbst dem Italiener nützlich sind; am Thore zu Simmern wurde ich von den churpfälzischen Soldatenreutern (deren einige dort einquartiret sind) so genau ausgefragt, als wie in Kriegszeiten nur bey Festungen zu geschehen pflegt, die auf der Gefahr des Verraths stehn; und ich wollte doch das alte, nicht einmal ganz geschlossene Oberamtsstädtchen Simmern gewiß nicht verrathen! Ein gleiches fand ich aber auch zu Kreuzenach, und nun war mir die Veranlassung deutlich, die nur vom Ortsbeamten herkam, der gerne seine Neugierde befriedigen, und der überhaupt, wie in der ganzen Pfalz, auch jeden Fremden fühlen lassen möchte, daß er der einzige Gebieter des Orts und der umliegenden Dörfer sey.

Sim-

Simmern war ehemals der Sitz der alten Pfalzgrafen und Herzoge von Simmern, wie dieses die zerfallenen Mauern ihres dasigen Schlosses noch heute erweisen; das Städtchen liegt in einem nicht unangenehmen Thal, und muß voller Nahrung seyn, weil ich in einer Straße von der Länge von beyläufig funfzehn Häusern schon zwölf Schildwirthe zählen konnte, und die Einwohner einen gewissen Schein des Wohlstandes hatten.

Hier nahm ich Post bis auf Saalerhütte, allwo ich frische Pferde hinbestellt hatte.

Die Stromberger oder so genannte Saalerhütte liegt im Stromberger Thal, ist eine Eisenschmelze und Hammer, der den zween Brüdern Saaler zugehört, und von ihnen gemeinschaftlich benennt wird; sie brechen und gewinnen ihr Eisenerz nur eine Stunde von der Schmelze in einem pfälzischen Wald, welches jedoch kaum halbhältig ist. Die Trockne des Sommers hat ihnen und ihren Nachbarn auf der Utscher Eisenhütte nicht gestattet, seit dem Frühjahre den Eisenhammer zu gebrauchen, und daher ist auch das Staabeisen im Preis gestiegen. Sonderbar ist es, daß, wie die Buchdrucker ihren Nachdruck, so auch die Eisenschmelzer einen Nachguß machen; so verfertiget diese Hütte runde Ofen mit dem

Quincter

Quincter Ofenzeichen, Ofenplatten mit dem nassau-weilburgischen Hüttenwappen u. d. gl., obschon das Eisen jenem gar nicht gleich kömmt, und so suchen sie ihr sprödes Eisen anzubringen.

Auf dieser Hütte bey den Gebrüdern Saaler hält nun seit vier Jahren sich eine Frau auf, die in der dortigen Gegend sehr berufen ist, und sich für die verstorbene zweyte Gemahlin Joseph des II. ausgiebt. Es war bekanntlich Maria Josepha Antonia, eine Prinzessin aus dem Hause Bayern, die Tochter Kaiser Karls des VII. mit der sich unser großer Kaiser Joseph am 22sten Jänner 1765 vermählte, und die kurz nach zwey Jahren am 28sten May 1767 wieder verstarb. Eben so nennt sich auch noch diese Frau auf der Saalerhütte; vor vier Jahren brachte sie ein Geistlicher in elenden Umständen zu dem Schultheißen des churtrierischen Orts Lautert ohnweit Simmern, Namens Gregorius, der nun auch gestorben ist; ihr mysteriöses Reden, und vornemlich ihre kränklichen Umstände bewogen den Schultheiß, sie aufzunehmen, und nach ihrer Wiedergenesung ernährte sie sich daselbst einige Zeit mit Nähen.

Von dort kam sie auf vorerwehnte Eisenhütte; die Gebrüder Saaler glaubten ihrem Vor-

geben, räumten derselben die besten Zimmer im obern Stock ihres Hauses ein, und liessen sie stattlich bedienen, kleiden, ja sie hielten sogar Pferde und Wagen zu ihrem Befehl *). Sie wurden noch mehr in dem Irrwahn bestärkt, als der churpfälzische Oberbeamte zu Simmern eben diese Person gerichtlich über ihren Stand zu Simmern befragen wollte, da er von dem churpfälzischen Ministerio zu Mannheim die ausdrückliche Weisung erhielt, diese Person ganz in Ruhe zu lassen; nun liessen die Saalerischen Brüder, wovon der eine zugleich Posthalter ist, die Dame, wann sie ausfahren wollte, nicht anders, als durch einen Postzug mit vier Pferden bedienen, und sie dagegen vertröstete solche immer mit der Hoffnung, ihre Sachen würden bald ausgehen, und sie sodann in den Stand setzen, für diese Wohlthaten erkenntlich zu seyn. So blieb es einige Jahre; inzwischen ließ sich Madame Kaiserin wohlseyn, brachte den ganzen Tag nach Art großer Weiber mit nichtsthun zu, und noch führt sie diese Lebensweise fort, ausser daß sie nun allen Kopfputz und Staat hat eingehen lassen, nunmehr in die Kirche zu Fuß gehet, und mit dem,

*) Trift also ganz mit vorhergegebener Nachricht überein.

A. d. H.

dem, was sie noch von den gutherzigen Saalern zur Nahrung erhält, vorlieb nimmt; von der Kaiserin inzwischen hört der Ruf nicht auf, den sie auch immer zu unterhalten sucht; die Saalerischen Brüder, die sich nun wegen ihr in Kosten gesetzt haben, möchten auch gern das Ende des Romans abwarten, und geben ihr noch fernern Unterhalt.

Ich sprach die Madame Kaiserin selbst; sie ist eine Frau von beynahe vierzig Jahren, nicht schön, und gleicht gar im geringsten nicht der Bildung der verstorbenen Kaiserin, die ich oft gesehen habe. Sie hat keinen Anstand, keine Erziehung, spricht keine Sprachen, und wenn sie ihre deutsche Muttersprache nicht reden könnte, so würde sie mit den Hunden bellen müssen. Sie scheint jedoch nicht ohne Vernunft zu seyn, hat Dreistigkeit, auch ist sie kein dummes Weib, sondern eine listige Betrügerin. Ich habe mit dem verheyratheten Saaler wegen dieser Person ausführlich geredet, und die obige Erzählung habe ich aus seinem Munde. Er setzte mir hinzu, daß sie während ihres Aufenthalts schon bis siebenmal an den Kaiser Joseph selbst und an andere Fürsten geschrieben, niemals aber Antwort erhalten habe, und machte mir das Geständniß, wie sehr er wünschte, dieser Frau entledigt zu seyn,

die ihm schon so viel für Kleider und Nahrung gekostet, und ihm noch täglich neue Kosten machte, wozu er nie einen Kreuzer erhalten, auch den Ersatz noch nicht zu hoffen habe, nun aber ihrer nicht mehr los werden könnte; umliegende Beamten halten sie für die Gemahlin des Fürsten E * * * *, und was für Geschichte sie sonst noch auf diese Frau schmieden, die in einem Arbeitshause am besten aufgehoben wäre.

Nun durchlief ich das Stromberger Thal, ein Thal, deren ich kaum schönere in ganz Deutschland angetroffen; die größte Gewerbschaft desselben besteht in Eisenschmelzen und Lohgerbereyen, auch finden sich dort schöne Marmor- und Kalksteinbrüche, vornemlich beym churpfälzischen Amtsstädtchen Stromberg, wo sich Felsen von wilden Marmor und Granit auf einander thürmen, und wo die ehrwürdigen Ueberbleibsel von der Burg des berufenen und von Mayern zu Mannheim dramatisirten deutschen Ritters Faust vom Stromberg hervorragen.

Kurz vor dem Ausgange des Thals nach Kreuzenach hinzu, hat der Graf von Ingelheim eine Herrschaft von sechs Dörfern, deren eines, Namens Schreppehausen, die Landstraße berührt, und ein sehr freundliches ländliches Ansehen hat.

Kreu-

Kreuzenach ist ebenfalls eine pfälzische Oberamtsstadt, hart an dem Rohrfluß erbauet, und mit Bruchstücken alter deutscher Burge und Schlösser versehen, deren einen ziemlichen Theil die Franzosen noch zu Ende des verwichenen Jahrhunderts zerbrochen und verwüstet haben; auch hier hat der Rohrfluß schrecklichen Schaden gethan, die steinerne Rohrbrücke zerrissen, und mancherley Unglück angerichtet.

Nun fuhr ich auf Weissenheim zu, beym zerstörten Mönchskloster Dissibodenberg durch die Rohr, dann über den Glanfluß, und erreichte endlich Weissenheim, eine Amtsstadt des Herzogs von Zweybrücken; sonderbar ist der Contrast, wenn man hier den Weinstock, ohne alle Cultur, ohne Pfähle und Stecken nur einmal aufgegraben, und fast wild sich um die Berge winden, und doch ganz mit Trauben beladen sieht, da an der Rohr und am ganzen Rhein so viel Mühe und Kosten auf dieses Gewächse verwendet werden müssen, um ergiebigen und guten Wein zu erlangen; ein Beweis, daß auch die rohe Natur das leisten kann, was der Stolz der Menschen nur seiner Geschicklichkeit und Industrie gewöhnlich zuschreibt.

Bey Weissenheim findet man Steinkohlenbergwerke, die erst ergiebig zu werden anfangen, und bey jetziger von Petersburg bis Rom allgemeinen Klage über den Holzmangel noch sehr beträchtlich werden können; die Nacht, die ich auf der Zweybrückischen Straße zubringen muste, verhinderte mich an weitern Beobachtungen, die Sie jedoch bey meiner Rückreise sowol über die Zweybrückische Landesverfassung als sonstige Landesgegenstände erhalten sollen.

Behalten Sie mich werth und ich bin ꝛc.

IV.

Über

Cassel und Marburg.

Auszug

aus dem Schreiben eines Reisenden.

Wetzlar, den 12ten Julii 1786.

Von Göttingen aus über Münden kam ich nach Cassel, und schreibe Ihnen, was ich hier bemerkte, und alsdann in Marburg an. Auf der Georg Augusta erwartete man drey Prinzen des Königs. Die Ehre ist unterscheidend – Ob aber Göttingens bisheriger stiller Fleiß zu einem Hofe in der Folge passen wird, ist eine andere Frage. Indessen wußte man beym Mangel von vielen natürlichen Vortheilen, welche dieser Ort, mit Jena und Marburg verglichen, hat, bisher dort vieles möglich zu machen, was schwer war. Münden ist Bremen im Kleinen. Cassel fand ich ausserordentlich stille, der Hof war abwesend. Indessen arbeitete man auf dem Museum an Wiederherstellung deutscher, das ist, vernünftiger und

zweckmäßiger Ordnung, die unter der französischen Aufsicht verlohren war. Das Münzcabinet war durch einen beträchtlichen Schatz von Silber- und Goldmünzen vom Landgrafen vermehrt, und unter gläsernen Pulten dem Kenner und Liebhaber sichtbarer, als sonst. Auch hatte das Naturaliencabinet gewonnen, und die herrlichen römischen Modelle alter Gebäude Roms von Korkholz, eine der schönsten Erfindungen, waren im Antikensaal besser ausgesetzt, als sonst. Ein Saal mit den nach dem Leben geformten Wachsfiguren der Landgrafen von Philipp an bis auf Wilhelm den Achten, im Costume ihrer Zeiten gekleidet, war wegen des letztern Umstands sehr intressant für mich. König Friederich von Schweden, Landgraf zu Hessen, war uns durch eine gar zu arme Kleidung – wenigstens durch kein Königszeichen gehörig unterschieden – nicht König genug. Der alte Tischbein hatte dem Gesellschaftssaal des Fürsten eine herrliche Perspective durch einen Säulengang gegeben. Ein Commandeur des deutschen Ordens, Herr Geheimerath von Veltheim, der überall Kenntnisse und Geschmack mit

liebenswürdiger Bescheidenheit und Herablassung verrieth, ist itzt Director des Museums und aller Kunstsammlungen der Stadt – dieß verspricht vieles. Endlich fand ich auf dem Weißenstein die zwey Flügel des alten Schlosses, die alte Klosterkapelle und alle französische Anlagen, abgerissen und vernichtet, und es scheint, daß eine große Menge Arbeiter, die sich bloß mit Erdarbeit, mit Hin- und Herwälzen von Felsen und Aufsuchung von Quellen beschäftigen, Carls großen Plan seiner bestimmten gigantischcolossalischen Ausführung in diesem Theater der Natur, unter einem Baumeister, der ihn fassen kann, ausführen sollen. Der Landgraf fand ihn im Rath und Baudirector du Ry. Unter Weges nach Marburg fand ich das Land mit dem Wegebau sehr beschäftigt. Es war nöthig: aber größtentheils schlechte Wirthshäuser in eben so schlechten Oertern, machen diese neun Meilen lange Hauptstraße unangenehm und langweilig. Es ist eine neue Sicherheitsanstalt des Landgrafen, daß Husaren von Station zu Station die Reisenden unbezahlt begleiten. Marburg ist seiner ro-

man-

mantischen Lage nach am Lahnfluß, ein schon natürlicher Parnaß. Der schönen Aussicht aus den Häusern an der Höhe verzeiht mans, daß sie größtentheils schlecht sind, doch besser als in Gießen — das einen Platz, beßre Universitätsgebäude und eine Straße ausgenommen, immer wie eine Landstadt aussieht. Außer einigen Gelehrten, die in Cassel für gelehrte Geschäfte zurückblieben, fand ich den thätigen Baldinger, den denkenden Tidemann, Segmann und andre Gelehrte hier — deren Namen so bekannt noch nicht sind, wie die von jenen. Wenn man einen Geist mahlen könnte, so schilderte ich Baldingern als den Geist seiner Facultät, wie er über den andern schwebt. Seinen medicinischen Bücherschatz besitzt schwerlich eine Universität — und sein Fleiß ist das wahre Muster von Professorsfleiß. Noch war Marburg die hohe Schule nicht — wo Handwerksstudium eine philosophische Vorlesung über die Psychologie, allein der vortrefliche Tidemann hatte 40 aufmerksame Zuhörer. Ich möchte über den Plato bey ihm hören — bey Baldingern nur vorerst über Litteratur —

tur. – Marburg muß – wenn es im philosophischen und historischen Fach noch Männer und die medicinischen Anstalten wie in Cassel erhält, – gedeihen. Denn eine lachende Gegend, eine gesunde Luft, ein dienstfertiger Bürger, Menge und Wohlfeile der Lebensmittel und Gesellschaften für den Jüngling – die nicht wie in Göttingen Audienz oder Cour sind, verspricht ihm alles. Im Rechtsfach, auch im Historischen, ist die Universitätsbibliothek durch Estors Hinterlassenschaft schätzbar, sonst aber verdient sie in andern Fächern Vermehrung. Ob der Gedanke einer Verbindung des kleinen Rintelns mit Marburg auszuführen ist, weiß ich nicht; allein eine lutherische Facultät neben einer reformirten und einige Männer von Rinteln, besonders Hassenkamp und Timmermann – mit der dortigen Bibliothek, würden aus zwey mittelmäßigen in dem einen Hessen – ohne ans Darmstädtische Gießen zu denken, – das schöne und selbst große Original einer deutschen Universität machen. Wenn ein Astronom auf dem dortigen Schlosse beobachten wollte, so hätte er Himmel. Herr von

Sel-

Selchow ist als Professor ein Kleinod der Universität. Der Thätigkeit des gründlichen Curtius, den die gelehrte Welt schon so lange kennt, gleicht nichts. Bey Gießen halte ich mich nicht auf – nur erinnere ich, daß Gesellschaften der Wissenschaften, wie hier eine ist, für Universitäten überhaupt nicht gemacht seyn möchten – wenn sie Fond haben, so würde er an sie selbst besser verwendet. Diese höhern Instanzen im Reiche der Gelehrsamkeit möchten in der größern Welt der Hauptstädte und unter den Augen des belohnenden Fürsten besser gedeihen. Bey mir bleibts immer Eitelkeit, daß man in Rußland eher an eine Gesellschaft der Wissenschaften, als an gute Schulen fürs Volk dachte.

V.

V.

Über die Carls-Aue bey Cassel.

Im Jahr 1786.

"Der Enthusiasmus für das Neue reißt „mich doch nicht so weit hin, daß ich deswegen „die Spuren des Edlen und Schauerlichen und „Anmuthigen in manchem uralten französischen „Garten verkenne." So sagt Zimmermann in seinem Buch von der Einsamkeit im vierten Theil, wo er vom englischen Gartengeschmack in Entgegensetzung des elenden Holländischen spricht. Und mich deucht, daß dieß auf die Carlsaue bey Cassel anwendbar ist. Es ist gewiß, daß nicht viele Fürstenschlösser in Deutschland die Lage des Casselischen haben; sie ist offen, heiter, groß, anmuthig angebaut, wie die von der ganzen Stadt nach der Seite des Fuldestroms hin. Wenn man den Augarten oder die Carlsaue wie das betrachtet, was bey andern Schlössern der Schloßgarten heißt, so ist beides unter den deutschen das vollkommneste in seiner Art. Den Mangel eines neuen Schlosses ersetzt die so genannte Orangerie in der Aue; ein italienisches Prachtgebäude von 300 Fuß lang, aus drey Pavillons bestehend, in deren mittelstem ein hohes offenes

Portal ist, mit zwey Seitenpavillons. Fürstliche Zimmer zum Wohnen, und zwey große Säle mit den colossalischen Statüen der Kaiser des Hauses Habsburg, lassen es für die Fürstlichen Herrschaften im Sommer wohnbar seyn. Das auf der rechten Seite des Pavillons befindliche Marmorbad übertrift an innerer Architektur und Reichthum von marmornen Basreliefs und Statüen manches große fürstliche Gebäude. Der Anblick des Fremden, der hier den Fürsten des Landes besucht, flößt die Empfindung des Grossen ein. Etwas ähnliches hat das Schloß des Fürsten von Nassau-Usingen zu Biberich – auf seiner einen Seite den freylich größern Rhein – jenes die kleinere Fulda, allein die weit größere Carlsaue. Sie ist ein großer Inselgarten, der 40462 Ruthen, jede zu 16 Rheinländischen Fuß gerechnet, in seinem Umfang beträgt, und was man dem Verehrer des englischen Geschmacks sagen muß, ein Wald von so vielen Abwechslungen und Veränderungen in Spatziergängen, daß beides Britte und Franzose, und der Deutsche, der jetzt zwischen beiden steht, wie beym westphälischen Frieden zwischen alter und neuer Zeit, finden wird, was er sucht. Landgraf Carl ließ, wie man mir sagte, im Anfang des Jahrhunderts durch den Meister der Gärten zu Versailles, den le Notre, den Grundriß dazu nach

der in dieser Gegend Cassels befindlichen großen Ebne machen, und Landgraf Friedrich der II. fand ihn fortgesetzter Verschönerungen, besonders durch kleinere zum Theil englische Partien, so werth, als jetzt Wilhelm der Neunte. Orangerien bleiben Gärten voll italienischer Bäume, die man wie Welschlandes Sänger verschneidet; allein um das große Gebäude thun die Casselischen solche Wirkung, daß man in Italien zu seyn scheint. Einer der größten und schönsten Rasenplätze, die ich in Deutschland sah – im Sommer der Paradeplatz der schönen Besatzung der Fürstenstadt, auch der schönste, den man sehen kann, führt zu drey großen Alleen. Die Mitte einer jeden läßt zwischen hohen Linden den blauen Himmel sehen. Die Nebengänge für den Fußgänger sind große Bogengänge; auf beiden Seiten der Hauptalleen aber sondern große Wiesen, Lusthayne, Irrgänge, mannigfaltige Lauben- und Blumenstöcke eine Allee von der andern ab. Der Britte, dem die gerade Allee Langeweile machen möchte, kann hier einsam durch kleinere Lustgefilde wandern, die ein großes machen. Es heißt zwar, daß die schöne Natur keine geraden Alleen oder Säulengänge von Bäumen schaffe; allein wer fand in irgend einem Marmor oder Steinbruch eine von ihr gebildete Säule mit ihrem Capital? Und doch ist sie das Meisterstück der schö-

nen Baukunst. Und wer will denn auch immer das Lineal bey sich haben – um zu sagen, daß Hogarths Schlangenlinie schöner sey, als die gerade? Ueberdieß gehen die Alleen nicht von der Aue engerem Anfang bis zu ihrem sich wie ein Sonnenfächer doch nicht eckigt ründenden Ende. Die Hauptallee ist durch einen großen mit 400 Bäumen umpflanzten See unterbrochen. Auf diesem ist eine angenehme Insel, und er führt zu einem andern, in welchem ein Berg die Insel ist. Eben so sind die andern Alleen durch runde Plätze unterbrochen, davon einer ein Teich, der andre ein Rasenplatz ist. Von der linken Seite verliert sich die Allee zwischen einem großen bepflanzten und mit Lauben oben versehenen Schneckenberg und einem angenehmen labyrinthischen Cyrenen- oder Nägeleinwalde. Denn die letzte Hälfte besteht aus Hecken um die an der Seite liegenden Obstgärten, Bogengänge, Tannen- Lerchen- Buchen- und Eichwäldchen, und die Gemeinschaftsgänge lassen zwischendurch den See erblicken, und führen unter jetzt schon alten ehrwürdigen Eichen durch heiliges Dunkel zu seinem offenen Ufer hin. Am Ende ist ein grüner Schauplatz von Taxus mit schauerlichen Cabinetten für einen empfindenden oder denkenden herumwandelnden Einsiedler. Die zur Seite der Allee zur Rechten sind die Fürstlichen jedoch abgesonderten

derten Gemüsgärten, und zwischen der Haupt- und der mehrmals durch runde Plätze durchbrochenen rechten Allee findet der Lustwandler sogar Hayne mit wildem Gesträuche, Platanus und Rosenpartien, nebst einsamen Hütten für den Freund, der Zimmermanns Einsamkeit mit Gefühl liest. Kleine Höhen mit rauschenden Tannen, die Ruinen von eingestürzten Grottenhöhlen, abgesonderte Bogengänge, unvermuthet gefundene Labyrinthe, von allen Seiten bedeckte Rasenplätze, einsame Lauben, hier eine dunkelrothe Buche, dort eine große ehrwürdige Eiche, Wald und Wiese mit Wild, Gebüsche voll aufflatternder Fasanen, Ruhesitze überall, vernichten jeden Augenblick das Gefühl der geraden Allee, welche man sehr bald durchwandelt hatte. Ein Kenner von Obstgärten wird den in diesem Bezirk befindlichen Garten, voll von Melonen, Ananas, Pfirschen, Trauben und andern feinern Früchten, einen nirgends so groß und reich gefundenen Kirschgarten gewiß bewundern, überhaupt das geschmackvolle, edle, schauerliche und anmuthige. Miscuit utile dulci. So viel zu gegründeter

Rechtfertigung des Zimmermannischen Ausspruchs, durch Cassels Augarten. Ueberhaupt aber muß ich als Fremder sagen, daß ich in Cassel mich an Wien und Dreßden mit warmen Wonnegefühl erinnerte, und daß meine Einbildungskraft dort gehabte Empfindungen schnell und dauernd wiederschuf. Die Gegend hat etwas ähnliches mit Florenz. Dreßden hat nur einen breitern Strom und weitere Aussichten; allein ganze Straßen und große offne Plätze in der Stadt, mit schönen Aussichten, sahe ich wenig. Der Zugang von jedem Thor ist schön bepflanzt, der von Frankfurt eine etwas beschwerliche aber romantische Höhe, welche sogar die auf der Anhöhe liegende Oberneustadt verbirgt, wenn man aber in die erste Straße tritt, gefällt, und auf dem Hauptplatz überrascht. Selbst das mehr als gothisch Alte des alten Cassels macht von seinem Marktplatz aus – einem wirklich schlechten Platz – das neue Cassel der Oberneustadt auffallend schön; nur wünschte ich die Brücke über die Fulde, welche mißlich aussieht, und den engen häßlichen Raum dieß- und jenseits schöner und

und einige kleine winklichte Häuser gegen dem Schloß und Paradeplatz über ganz weg – und anstatt vier häßlicher nur ein oder zwey erträglichere Gebäude dahin. Das Metall, das ich von dem Weissenstein sahe, der durch den großen Geschmack des jetzigen Landgrafens wol ein Wilhelmstein werden könnte, verspricht mit den Jahren alles – denn wer wollte es in Monaten fodern? Die Seite Cassels von diesem ist nicht die angenehmste, aber in der Ferne mehr als schön durch das Amphitheater des Weissensteins und Carlsbergers. Die Natur warf zwischen diesem und Cassel einen trockenen Berg von Kalkstein hin, doch aber ließ ihn der Fleiß des Bürgers und nahen Landmanns nicht ungebaut. Bald hätte ich vergessen, daß die Aue am Flusse hin, durch Pappelbäume, so angenehm als möglich, nach einem Garten führt, der Original in Deutschland ist. Er besteht, die schön und in englischem Geschmack bepflanzte Waldhöhe ausgenommen, größtentheils aus freylich dazu aus Taxus geschnittenen Pyramiden und hohen Hecken; allein sie haben die ausserordentliche Höhe von 46

 Fuß

Fuß und 11 im Durchschnitt. Wenige aus Cassel (denn die Einwohner haben der nahen Lustreviere zu viele,) wissen, daß der Wald am Garten ein Ufer der Fulde ist, die hier sich in einem großen runden Thal an hohen Felsenufern hinschleicht, – und wie mehrers um Cassel an jedem andern Orte mehr bemerkt werden würde.

VI.

VI.

Etwas zur Characteristik von Hannover.

Im Jahr 1786.

Wer Hannover in einem Zeitraume von zwanzig Jahren nicht gesehen hat, wird eine große Metamorphose bemerken. Nicht allein ist die Stadt mit vielem Geschmack verschönert, und mit neuen Gassen und Gebäuden bereichert, sondern auch die Einwohner sind gefälliger im Umgang, freyer und für einen Fremden zugänglicher, als ehemals. Selbst der Adelstolz, den man lange Hannovers Noblesse in einem auszeichnenden Grade zuschrieb, scheint mir vermindert oder sehr gemäßiget zu seyn. Ob der Umgang mit Engländern, die herablassende Güte der englischen Prinzen, oder viele neue satyrische Schriften und Schauspiele, z. E. die Schröderischen, diese glückliche Veränderung des Characters bewirkt haben, lasse ich dahin gestellet seyn. Genug, es muß jedem Fremden jetzt ungleichbesser in Hanno-

ver

ver gefallen, als ehemals. Freylich ist mit der Verfeinerung der Sitten auch der Luxus gestiegen. Allein in welcher großen Stadt ist das nicht der Fall? Und es sind wenig Städte in Deutschland, wo in einem so engen Bezirk soviel Noblesse wohnt, so viele Equipagen gesehn werden, als in Hannover. Die vielen Müßiggänger im Lakaienstande sind dort eben so übermüthig und verwildert, als in Paris. Sie haben ihre eigenen Clubs und Pikeniks, wo sie ihre Kammerjungfern und Garderobemädchen bewirthen. Neulich geht einer meiner dortigen Freunde über die Gasse, und ohngefähr zwey Lakaien, die sich rencontriren, vor ihm her. „Mein Lieber„ fragt der eine, „wo sind Sie gestern Abend ge„wesen? „Auf dem * * Garten, mein Schatz," erwiedert der andere, „da hatten wir herrliche „Mädchens.„ Und hernach? – „Und hernach, „mein Bester, aß ich auf der * * Schenke und „trank eine Bouteille Champagner rc. „ Quid domini facient, audent cum talia fures! Ein Hauptzug im Character der Hannoveraner ist eine edle Gutthätigkeit, ohne Prahlerey. So manches

ches anonymisches Geschenk, das zum Besten der Armen im Klingebeutel gefunden, oder den Vorgesetzten der Armencassen ohne Namen zugeschickt wird, bestättigt meine Behauptung — Es giebt viele denkende Köpfe in Hannover, und doch verhältnißmäßig wenig Hang zur Schriftstellerey — Einige artige Naturaliensammlungen, deren Besitzer die edle Bereitwilligkeit haben, sie Fremden zu zeigen, sind Beweis, daß man dort die Naturgeschichte kennt und verehrt.

Neulich feyerte der dasige Senior des geistlichen Ministerii und erster Prediger bey der Kirche St. Jacobi und Georgi Herr Bollmann sein funfzigjähriges Amtsjubiläum. Die ganze Stadt nahm an diesem seltenen Glück ihres würdigen und allgemein beliebten Predigers Theil. Er wurde von dem ansehnlichen Corps des Magistrats in Proceßion aus seinem Hause abgeholt und in die Kirche geführet. Der Herzog von York und Bischoff von Osnabrück eilten zu Fuße dahin und wohnten der ganzen Feyerlichkeit bey. Nach dem Gottesdienst gab der Magistrat einer

zahl-

zahlreichen Gesellschaft von mehr als hundert Personen auf der Londonschenke einen Schmaus, und bewies auch durch ein ansehnliches Geschenk gegen den Senior sich dankbar. Ihm zu Ehren wurden einige schöne Reden, und viele elende (kaum ein paar gute) Gratulationsgedichte debitiret. Eines derselben zeichnet sich als das schlechteste unter den schlechten besonders aus, und ist freylich unter aller Critik. Der Verfasser, der schon oft, aller Warnung, Satyren und Parodien ungeachtet, mit seinen elenden Reimen sich lächerlich gemacht, that es auch dießmal. Jeder patriotische Hannoveraner ist unwillig, daß so elendes Zeug dort gedruckt wird, das, wenn es auch funfzig Jahre früher erschienen wäre, kaum geduldet seyn würde.

VII.

Monument

in dem herrschaftlichen Garten vor Zelle,

dem Andenken

der verstorbenen Dänischen Königin

Caroline Mathilde

gewidmet.

Die Gleichstimmigkeit der Empfindungen, vom Drange der Wahrheit gewürket, kann nie leicht vollkommner sich gezeigt haben, als in dem allgemeinen Schmerze der Einwohner der Stadt Zelle, bey dem unerwartet frühen Tode der Königin Carolina Mathilde (am 10ten May 1775). Eine Folge der tiefen Eindrücke, welche diese harmonische Trauer auf das Mitgefühl der damals versammleten Repräsentanten der Ritterschaft des Fürstenthums Lüneburg machte, war ihr Entschluß, zu erbitten, durch Errichtung eines Monuments die Verehrung öffentlich zu beweisen, welche die erhabenen Ahnentugenden der Verstorbenen, Menschenliebe, Wohlthätigkeit, Herablassung und Großmuth, überall an dem letztern Wohnorte derselben erregt hatten. Sie verbanden damit den Wunsch, noch den Nachkommen Gelegenheit zu geben, mit stiller Rührung das ihnen ewig heilige Andenken der gütigsten und besten Königin zu feyern.

Man hielt für die Errichtung dieses Monuments den herrschaftlichen sogenannten französischen Garten am wählbarsten, weil solcher der Lieblingsaufenthalt in den letzten Lebensjahren der verewigten Königin gewesen war.

Nach hiezu ertheilter Allerhöchsten Genehmigung Ihro Majestät des Königs wurde die Ausführung des Monuments dem berühmten Herrn Professor Oeser, in Leipzig, übertragen.

Auf Anleitung des obigen Zwecks überließ der dichtende Künstler die Bestimmung und Belohnung des Characters und der Verdienste der Verstorbenen der Wahrheit.

„Sie krönt den Aschenkrug der Königin, im „Angesichte des Volks, welches mit ihrer Nach„kommenschaft herzutritt, das Bildniß der Ver„ewigten an der Urne zu küssen.„

Diese Idee ist in einer Pyramidalgruppe ausgedruckt.

Ein rundes um und um mit Stufen unterlegtes altarförmiges Piedestal, an dem die Innschrift *) auf einem mit Kron und Hermelingewande geschmückten Schilde sich befindet, trägt die Urne, zu welcher sich die Wahrheit im Schooße einer Wolke herabgelassen hat.

Aus der Mitte ihrer Brust beginnt ein nur in der Nähe zu bemerkender Sonnenkreis zu entbrennen, welche sanftwallend mit ihr stärker durchzubrechen und sich weiter zu verbreiten scheint.

Daß

*) Die mit metallenen Buchstaben eingelegte Inscription hat folgendes zum Innhalt: CAROL. MATHILDI. DAN. ET NORW. REG. NAT. D. XXII. IUL. MDCCLI. DEN. D. X. MAII. MDCCLXXV. O. E. L. P. C.

Daß die Liebe, welche hier, wie gewöhnlich, in Gestalt einer Mutter mit ihren Kindern hinzutritt, die Liebe der traurenden Provinz sey, wird durch ihr zu Füßen liegendes Wappenschild kenntlicher.

Sie trägt einen erwachenden Säugling im Arme zur Urne, beut in bescheidener Entfernung dem Bildnisse den Kuß treuester Verehrung, und ihr heranwachsendes Kind streut neben ihr mit voller Hand der Asche seiner Fürstin Rosen, die es in seinem Gewande sammlete.

Das von langen leichten Locken umschlossene Haupt der Wahrheit, welche mit Palmen im Schooße sitzet, neigt sich seinen Händen zu, die zu Kennzeichen des Sieges und der Verewigung gewundene Lorbeern und Schlangenkronen, zwischen den Palmen des Ruhms auf der Urne in einander zu ordnen beschäftiget sind.

Ein edles Lächeln verräth dieser Tochter des Himmels still entfallenen Blick auf Mutter und Kind, und stärkt den Ausdruck ihres Wohlgefallens an so thätigen Beweisen der Liebe des Volks.

Aber nichts entgeht dagegen ihrer allenthalben würksamen Wachsamkeit. Denn jenseit ihres Antlitzes findet der, welcher ihrem Auge entwichen hinter sie tritt, auf dem Saume des ihr

im Rücken heranwallenden Gewölkes den Doppelspiegel der Selbsterkenntniß *).

Das Stufenwerk ist von Quadern, alles übrige am Monumente aber aus weißem sächsischen Marmor verarbeitet. Der Vordertheil hat seine Richtung auf die Haupt-Allee des Gartens, und steht das Werk an dem östlichen Ende derselben von Gitterwerk umgeben auf einem Grashügel, der vorne mit Cypressen und anderm kleinen Gesträuche, hinterwärts aber mit Klagweiden und Fichten bepflanzt ist.

Im Herbst 1784. wurde das Denkmal aufgestellt. Ob dessen Ausführung in gleichem Maaße dem Oeserschen Namen entsprechend gelungen sey, wie die Erfindung der Hauptidee ihres berühmten Urhebers würdig erkannt wird, das überlassen wir der Beurtheilung eigentlicher Kunstrichter, und sagen nichts weiter davon als wie wir es gesehen haben, und was die gutgemeinte Absicht derer, die es setzen liessen, rühmlichst damit bezwecken wollte.

VIII.

*) Die Figur der Wahrheit und des stehenden Kindes ist von Herrn Unger, die der Liebe mit ihrem Säuglinge aber von Herrn Döll ausgearbeitet worden. S. Neue Bibl. der schön. Wissensch. 31ster Band, 1stes Stück pag. 149.

VIII.

Briefe aus dem Felde.

Erster Brief.

Naundorf bei Freyberg in Meißen den 17ten Jul. 1778.

– – – Ich habe bei der Hitze meine Reise doch sehr beschleunigt. Zum Unglück traf ich drey Meilen vor Meissen den Reservetrain von der Artillerie an. Sie können es sich nicht vorstellen, welchen Dampf und Staub ich in den engen Katzenhäuserischen Gegenden habe einschlucken müssen. Sonst ist die Gegend um Meissen herrlich. – In Wittenberg habe ich den Prof. T** auf ein paar Stunden gesehen. Tages darauf konnte ich, der Hitze und andrer Abhaltungen halber, nur bis Torgau kommen. Wo unsre Leute standen, erfuhr ich nicht, wol aber, daß sie da gewesen wären. Uebrigens alles überall von hier aus kriegerisch. Am Freitag unter stetem Geräusch und Soldaten, in das noch weit lermende Lager. Das erste Treffen, bei dem wir waren, kampirte; das zweite kantonnirte. In Dresden fand ich den ehmaligen Generalsuperinten-

tendenten R** wieder. Wir standen an dem schönsten Kornfelde von der Welt. Die Hitze quälte uns – Schön über alle Beschreibung war die Aussicht von einem Berge bey dem Hauptquartier zu Plauen, von dem aus ich, mit wenigen guten Menschen, rechts im Grunde, Felder und Wiesen, hierauf ein fast unabsehliches Lager, wie Kartenblätter gestaltet, dahinter Dresden von Weinbergen umschlossen, die an den Rücken des böhmischen Gebirges sich lehnten, erblickte. Nicht zu gedenken der Aussichten nach Königstein u. s. w. Mehr links sahe man an den Ufern der Elbe eine Menge Dörfer sich drängen. Das Aug' ermüdete, das Ohr hörte von weitem ein dumpfes Gesums arbeitender Bienen, mit welchen Virgil die Erbauer von Carthago vergleicht. Fervet opus! – In der Nähe ward es durch das sanfte Gemurmel eines Wasserfalls erquickt. – Einige Schritte weiter sahe man und hörte von allem dem vorigen nichts. Dagegen eröffnete sich von neuem eine so moralische Scene, daß auch S * *, den ich dazu eingeladen hatte, ausbrach: „Wäre doch * hier, sie besingen zu „können!„ – Hinter uns ein Kornfeld, von dessen Gipfel herab sich ein Dorf warf. Unser Standpunkt gab uns den Blick in ein romantisches Thal, welches ein schöner Fluß durchirrte, an dessen Krümmungen sich Gärten und Häuser

und

und Dörfer bis in die Elbe hineinschmiegten. Einige Anhöhen waren mit Büschen, andre mit kahlen Felsen bedeckt. Ein neuer Pfad, den wir einschlugen, führte uns einige Stufen höher, und da hatten wir alle getheilte Prospekte in einer großen Landschaft vereinigt. – Dresden wollte ich eben anfangen auch als Gelehrter zu geniessen. Aber „weiter!„ hieß es. Der vortrefliche Möllendorf führt uns. Wir sind in der Nacht aufgebrochen. Es war Mittag, da wir hier ankamen. Unter uns die reizendsten Thäler. Dagegen reitet man auf lauter Steinen, unter Felsen und Klippen hin, und erklimmt eine Anhöhe nach der andern. – Nun ist es sieben Uhr Abends, und noch wissen wir nicht, wenn es fortgeht? nicht ob nach Böhmen oder Baiern? In wenig Stunden vielleicht! – Mir deucht, man wolle den Feind durch die vielen Detaschements irre machen, und sich dadurch einen Eingang in Böhmen eröffnen. Doch ich kannegießre hierüber nicht, wünsche Ihnen eine sanfte Ruh, die ich in der letzten Nacht nicht hatte, da ich noch keine Stunde unter Gottes blauem Himmel schlief, und bin ꝛc.

Zweyter Brief.

Schwolke in Böhmen den 7ten August.

Da sind wir von Paßberg zurück und zu einem andern Ende in Böhmen hineingekommen! Wir sind allenthalben Wege gegangen, die kaum Privatpersonen zu versuchen sich getrauen würden. Von dem, was Belling gethan hat, werden die Zeitungen Wahres und Unwahres erzählen. Mögen Sie doch für sich das Beste herausnehmen! Auf unserm letzten Wege würden uns zweyhundert Mann haben aufhalten können. Allein der Feind war irre gemacht, er erwartete uns von dieser Seite am wenigsten. Wer hätte auch glauben sollen, daß wir das Unmögliche zuerst versuchen würden? daher hatte man auch den Tollenstein unbesetzt gelassen. Auf einem andern Berge, dem Kreuzberge nemlich, ist das Leiden Christi nach verschiedenen Stationen vorgestellt. Nach **, wo wir im Lager standen, ging ich mit einigen Bekannten hinein. Wir vereinigten uns, den Pfarrer zu besuchen, um da aufs mindeste einen guten Trunk zu finden, woran es uns durchaus mangelte. In der Stadt wimmelte es von Menschen. Dieser kleine Ort liegt übrigens in einem sehr angenehmen Thale, ist nach

alter Art mit Giebeln erbauet, und gehört einem vornehmen Besitzer, der auch hier ein, obwol von aussen schlechtes, Schloß hat. Wir trafen den Pfarrer nicht zu Hause; er wurde gerufen; er kam. Dieser geschliffene, feine Mann führte uns in ein Zimmer seiner alten Pfarrerwohnung, welches mit Geschmack gemalt war. Spiegel, Sofa, Kupferstiche und Gemälde umher. Ich wünschte mir Glück, einen solchen Mann gefunden zu haben. „Wo haben der Herr Stiefbruder studirt? ohne Zweifel in Prag?„ – „Ja!„ war seine Antwort. „So kennen Sie wol recht gut den verdienstvollen Prof. Seibt, mit dem Kloz in Correspondenz war? –„ „Was nicht?„ sagte er, „er ist mein Lehrer gewesen. Ein Mann, dem ich alles zu danken habe. Hier sehen Sie sein Bildniß unter dem Spiegel!„ – „Ey, ey, Herr Pfarrer! hier hängen Gleim und Jacobi, dort Gellert und Rabener. Müßten nicht der heil. Franciscus, Antonius von Padua ꝛc. an ihrer Stelle seyn?„ – „Ein jeder hat seinen Wirth„ antwortete er; „jene ergötzen, diese erleuchten uns.„ Nachdem wir noch allerley von Seibt und Kloz und Nicolai und Riedel geredet hatten; (denn er kannte sie alle, Orthodoxen unter uns und Heterodoxen;) eröffnete sich ohne Absicht die andre Thür, und mir fielen Bücher ins Aug. – „Ist das Ihre Biblio-

Bibliothek, Herr Bruder? darf man sie sehen?„ – Wir hinein ins Zimmer und finden den schönen Vorrath in dreien Schränken aufgestellt. Was für Bücher meinen Sie, daß wir fanden? – Meßbücher, Legenden, Scholastiker? – Mag wol seyn! Eins von der Gattung sah ich auf dem Tisch liegen. In dem einen Repositorium aber die besten französischen Schriften katholischer und nicht katholischer Geistlichen, dann die Edelsten der Unsrigen in einem andern Fache. Die Herren Teller, Spalding, Jerusalem, Heß u. s. w. namentlich. Kurz, was Neues und Schönes in Deutschland herausgekommen ist, traf man hier zusammen an. Und was das Schätzbarste war; der Mann wußte mit Verstand darüber zu urtheilen. Wie gut er sich unter allen Umständen zu nehmen wußte, das sahen wir bey Gelegenheit eines Besuchs, den er erhielt, wie wir noch bey ihm waren. Mit welcher bescheidenen Feinheit er den Mann von sich abhielt! – Wir kamen auf Seibt zurück. Er gestand, daß er zu seinen anderweitigen Kenntnissen von ihm erst denken gelernt habe. – „Ist Seibt nicht verfolgt worden?„ – „Kann seyn! Nun aber halten es viele mit ihm, und der Geschmack breitet sich nach und nach mehr aus.„ – „Wollen Sie uns nicht in Ihre schöne Capelle führen? – doch vielleicht werden Sie durch Ihre Gebräuche daran verhindert?„

– „Gar nicht! Unsre Gebräuche sind dem Verständigen verständlich, dem Einfältigen nöthig. Den Alten gebe ich durch Abschaffungen kein Aergerniß; sonst müßte ich freilich manches dieser Gemälde hinwegthun, die aus frommer Einfalt hieher geschenkt wurden. Der Jugend suche ich mich treulich anzunehmen.„ – „Also haben sie in Ihrer Diöces wol gute Schulanstalten? besonders auf dem Lande? Und Felbiger ist wol hier gewesen?„ – „Das nicht. Aber freilich ist das der Weg zur Aufklärung. Ich fange hier an wegzuräumen.„ – „Also kennen Sie auch die Rochowischen Schriften?„ – „Was nicht? Hier sehen Sie diese und andere!„ – Nach und während dieser Unterhaltung waren wir in die schöne, bedeckte, doch offene Gallerie getreten, darin mir die Lebensgeschichte Christi zuerst in die Augen stach. Auffallend war mir eine Vorstellung der nie gewesenen Veronica, die dem Herrn Christus das Schweißtuch reichte. Außerdem gab es hier noch andre historische Stücke. Z. B. es war jemand zum Fenster hinausgefallen, ohne Schaden zu nehmen; da hatte er denn diese Begebenheit abmalen und hier aufstellen lassen. Die Capelle war ein rundes, mit Geschmack angelegtes und sehr simpel verziertes Gebäude. Eines wunderthätigen Marienbildes wegen, sind vierzehn Geistliche, doch ohne Regel, zum Dienst dieser Kirche bestimmt.

stimmt. Mit Versicherung, daß ich entzückt sey, einen solchen Mann getroffen zu haben, trennte ich mich mit vieler Empfindung von meinem Pfarrer. – Und nun mögten Sie des Mannes Namen wissen? – Wozu das, mein Lieber, da es hier ja wol nur auf die Sache selbst ankömmt? Lassen Sie ihn Ideal oder geträumt seyn! Sollten Sie indessen einmal Böhmen durchreisen; so müßte es ein Wunder seyn, wenn Sie unter den tausend Geistlichen dieses Reichs nicht Einen anträfen, der diesem nicht von einigen Seiten gleich sähe. – Schwoike heißt der Ort, wo wir seit vorgestern in einem unübersetzbaren Lager stehn. Die Gegend gehöret dem Grafen Kinsky, der hier schöne Fabriken angelegt hat.

Dritter Brief.

Aus dem Lager bey Nimes.

Gesund bin ich Gottlob, dem ungeachtet rettete ich mich gern in Ihre Arme. Ob ich gleich vor Tausenden glücklich bin, wofür ich Gott danke; so habe ich doch täglich Verdruß mit Pfer-

Pferden und Leuten. Diese langsame Märsche durch weglose Gebirge ermüden über alle Beschreibung. Unter täglichem Sturm und Regengüssen sitzt man kaum trocken und sicher in seinem engen Gezelte. Wenn nun erst Herbst und der leidige Vortrab des Winters herannaht! Das alles habe ich doch mit auszustehn, und so viele andere Gefahren umschweben mich mit. Sehr beschwerlich ist dieser Feldzug. Das sagen Leute, die sichs auch sonst schon versucht haben. Von Schwoike gingen wir hieher nach Nimes, stehen hier schon eine Zeitlang, und werden wol noch länger stehen. Von einem der höchsten Berge in der Mitte unsers Lagers habe ich das Laudonsche Lager gesehen. Es ist in der Gegend um Münchengrätz zwischen der Iser und Elbe befindlich. Zwischen beiden Heeren sind Gewässer und enge Pässe. Von beiden Seiten würde der Angriff schwer fallen. Ob ich mit einem zärtlichen Körper, und mit einer vielleicht zu empfindlichen Seele, diese Uebel ausdauren werde? – Das überlasse ich der allliebenden himmlischen Güte, die mich bisher geführet hat. Gott lasse Sie weder einen marschirenden noch stillstehenden Feind sehen! Der weiseste, menschenfreundlichste Feldherr kann nicht alles verhüten. Das sag' ich nicht aus Laune; nein! aus wahrem warmen Gefühle der Menschheit ꝛc.

Vierter Brief.

Aus dem Lager bey Leitmeritz vom 16ten Sept.

Welch eine herrliche Gegend, Freund! worin wir hier stehn. Leitmeritz, Elbe, an der Seite Berge mit Dörfern, Flecken und Weingärten besäet. Vor uns hinaus ein ergiebiges Land! — Und in diesem Lande Aberglauben und weites Zurückseyn an Kenntniß und Sitten, weiter hinter unserm Sandboden! — Der Weg von Nimes hieher übertraf alles, was Sie in der Art Abscheuliches gesehen und gehöret haben. Das Geschütz und Gepäck fortzubringen, waren die ausserordentlichsten Anstalten kaum zureichend. Was weiter geschehen wird, wird Gott und der Prinz wissen. Nur keinen Winterfeldzug! — Seit dem 26sten August regnet es anhaltend. Oefter, als Sie glauben mögen, denk' ich an Sie 2c.

Fünfter Brief.

Im Lager bey Ottendorf, oder Pirna, den 28sten Sept.

– – Von Leitmeritz, wo wir auf Schiffbrücken über die Elbe gegangen waren, und wo den 19ten dieses die schöne Brücke wegen einer Canonade des Feindes in unserm Angesichte aufgebrannt wurde, marschirten wir in einigen Tagen hieher aus Böhmen zurück. Sobald wir gestern hier ankamen, schlugen wir unser Zeltlein auf einer Anhöhe in einem Meyenwäldchen auf, von dem aus wir einen großen Theil des Lagers übersahen. Das heutige böse Wetter bringt uns wieder zum Einsitzen, und um uns her fället man aus Noth die kleinen jugendlichen Bäumchen. – Könnte ich Ihnen doch alles erzählen, die traurigen, die freudigen Auftritte alle! Welch ein Gemisch von Wonne und Schmerz! Die menschenfreundlichste Seele selbst wird aus Noth oder Gewohnheit gegen die drückendsten Vorfälle zuletzt abgehärtet. Weder ich, noch mein Gefährte haben uns mit fremden Gute bereichert. Wie kann es einem Menschen wohlgehen, der mit rechtem Frohlocken das Seinige dem Armen entreißt, ihn des Nothdürftigen selbst auf den Winter beraubt?

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Dies alles zur mündlichen Unterhaltung, der ich auf den Winter entgegen sehe. Da will ich Ihnen meiner Erfahrungen keine verhalten. – Ob ich hier Nutzen schaffe? Bester! von dem allen machen wir uns Vorstellungen, denen die Wirklichkeit selten oder niemals entspricht ꝛc.

Sechster Brief.

Reike bey Dresden den 3ten Oktober.

Heute kann ich es nicht lassen, an Sie zu schreiben; sollten Sie auch über alle die Briefe schelten, die Ihnen nach einander auf den Hals kommen. Von Leitmeriz erhielten Sie den Einen, der eine Antwort auf den Ihrigen war; diesem folgte ein zweiter von Ottendorf bey Pirna und ihm tritt schon ein dritter auf die Fersen. Ich bin nun so glücklich, auf einem Tische an Sie schreiben zu können, der 2½ Elle ins Gevierte hält und auf einem gedielten festen Boden steht. Denn gestern sind die Kürassirregimenter in Dörfer gerückt, indeß das übrige Heer noch im Lager bey Ottendorf steht. Wie lange, bis zu den

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

den Winterquartieren, diese Stellung dauren werde, weiß man noch nicht. Damit aber mein Glück, aus einem dünnen leinwandnen Hause in ein leimernes gezogen zu seyn, nicht gleich zu hoch steige, und ich nicht gar zu bequem an Sie schreiben möge; so quäckset eine Heerde kleiner Kinder, so summet eine Legion Fliegen, so hobelt und drechselt mein Wirth, ein Stuhlmacher, um mich herum. Und können Sie's glauben? ich dünke mir dennoch ein König zu seyn. Wer nicht genügsam ist, der muß mit zu Felde. Da findet er die Academie dieser Tugend. Vielleicht, daß ich sie bis zu den Graden zu erlernen noch bedurfte. Gottlob, daß ich bey dem allen noch gesund bin! Nur ein heisses Verlangen kann ich in meiner Brust nicht ersticken, Sie nemlich und meine Werthesten alle auf den Winter zu sehn und zu umarmen. Nun kann ich doch wieder Nachricht von Ihnen erwarten? Sie glauben nicht, mit welchem Vergnügen ich Ihre Briefe empfing, wie oft ich sie durchlas, weil sie nächst der Bibel meine ganze Feldlectüre ausmachten. Denn Sie, der Ihrigen und Meinigen Wohlseyn zu denken, das, mein Bester! war noch immer der hinreissendste Zeitvertreib für meine, unter einer oft tödtenden Muße erliegende Seele. Wirksam sind wir alle gewesen, genug haben wir der Länder durchzogen, unter Koth, Steinen, und

einem Heere von widrigen Begegnissen durchzogen. So wollte es die Vorsicht. Ob ich in einem ruhigen Städtchen nicht viel nützlicher hätte seyn können, das glaub' ich, liesse sich mit grosser Genauigkeit berechnen. Und dennoch mußte es so anders und besser seyn. Dank der göttlichen Güte, daß ich hier nicht nutzbarer wurde, nicht nöthig hatte, Sterbende und Verwundete zu trösten! Die Menschen unsers Regiments sind noch mehrentheils alle vorhanden. Niemand ist geblieben, und was noch mehr sagen will, niemand ist desertirt. Wenige sind eines natürlichen Todes gestorben. Vielleicht, daß ich durch die wenigen Reden, die ich halten konnte, Einen und den Andern von Ausschweifungen zurückhielt. Es heißt, wir würden die Winterquartiere im Lande bekommen. Ob ich es auf die wenigen Wochen wünschen sollte? – Mein Herz würde sich dessen Ihrenthalben allein schon so sehr freuen, von neuem würde ich mich einnisteln, und welchen Kampf würde es kosten, Sie sobald wieder verlassen zu müssen! Friede erschalle, und ich kehre, nicht mit Bangigkeit, sondern mit dauerhaftem Entzücken in Ihre Arme zurück. Ich habe genug des menschlichen Elends, der hartsinnigen Unbarmherzigkeit gesehen; mich verlangt nicht diesen für Andre noch viel bitterern Kelch noch einmal zu kosten. Wenn es aber über mich verhängt

hängt ist; so sey der Wille des Allergütigsten der meinige! – Könnte ich mich auf eine für die Zukunft vortheilhafte Art aus diesem Labyrinthe retten, dann freylich würde es für mich erwünschter heiliger Beruf seyn. Wehe mir, wenn ich über Gott klagte! Auch klage ich über meine Gemeine nicht; noch über die Kosten, die dieser verderbliche Krieg nothwendig macht. Aber erfahren zu müssen, wie Religion auf allerley Art auch da gehindert wird, wo sie doch für einen Soldaten nöthig wäre; erfahren zu müssen, wie man sie als Handwerk überall behandelt, damit sie ja keine wohlthätige Eindrücke zurücklasse – solche heimlich quälende Beweggründe machen mir eine Veränderung ins Bessere oft wünschenswürdig. „Deren gebe es in jeder Lage, „ werden Sie sagen. Ganz recht! – So ist mir denn doch die Schule des Orts offen, wo es mir niemand wehren kann, daß ich nicht Saamen des Guten ausstreue. Und das sey denn ein Gelübde, das ich der Gottheit weihe, mich der Jugend anzunehmen, in so weit es meine jedesmalige Lage nur immer verstatten will. Ein wichtiger Theil meines Religionsunterrichts würde darin bestehen: allen Ausflüchten des Lasters im Voraus zu begegnen. Nicht der feinere Lasterhafte allein, auch der größere, der Mörder, der Dieb u. s. w. wissen Entschuldigungen für sich aufzufinden, deren

Scheinbarkeit sie selbst beruhigt und andre desto gewisser verführt. Und wie schwer, oft wie unmöglich wird es nicht, sie bey Leuten zu heben, denen sie in einer langen Reihe von Jahren Ueberzeugung geworden sind! Ich freue mich, daß Sie Ihre moralische Schrift fortsetzen. Gott wird Ihren Worten vielleicht größere Kraft beylegen, als wol den meisten, das Ohr vorbeyrauschenden Predigten nachgerühmt werden kann. –

Zwischen diesen und den vorigen Zeilen ist ein Raum von zwölf Stunden. – Eben komme ich im schlimmen Wetter aus dem großen Garten bey Dresden zurück, wo ich einen Mann kennen lernte, der ehemals Secretär bey dem Chevalier von Sachsen gewesen war, und nachher Italien, Frankreich und andre Länder durchreiset hatte. Sein Ausdruck war seinen Kenntnissen angemessen, und die Zeit, die ich mit ihm zubrachte, ging mir angenehm vorüber. Morgen hoffe ich, und wenn wir länger hier bleiben, auch die übrigen Tage, das Merkwürdigste von Dresden zu sehen, ungeachtet mir Menschenkenntniß unendlich mehr Genüge leistet, als selbst alle Werke der Kunst zusammen genommen. Ermüdet vom schlüpfrigen Wege, trete ich in eine badheisse Stube, darin ich als ein Kind des Feldes mich noch gar nicht gewöhnen kann. Indem ich

mein

mein Bette suche, kommt die Wirthin mit einer großen Schüssel Kartoffeln ins Zimmer, wodurch sie alle Kinder zum Jauchzen und alle Fliegen zu einem lauten Unisono aufweckt. Die lieben Kleinen wimmelten um Tisch und Schüssel herum; die Mutter, das Licht in der einen Hand, legt Messer und Löffel mit der andern zurecht, indeß der vom Schlage gerührte Hausvater in einem dumpfen Basse eine Reihe von Gebeten daher zu murmeln anfängt, in verschiedenen Absätzen und Tonarten von den übrigen Hausgenossen begleitet. Dann erhebt sich vom Krieg ein Gespräch. Mein Bedienter erzählt, wie es erbärmlich und doch lustig anzuschauen gewesen sey, als man einen Schäfer, der mit seiner Heerde seinem Dorfe habe zutreiben wollen, in einem Nu seine Schaafe abgejagt, und ihn ledig und bloß, mit Stab und Hund nach Hause entlassen habe. Noch wurde für und gegen die Sittlichkeit dieser Thatsache geredet, als schon der Wirth sein Danket dem Herrn rc. ganz in der obigen Manier anstimmte. Während dem allen habe ich an Sie geschrieben, und nun gehe ich dem Schlummer entgegen, der seine Arme mir so freundschaftlich entgegenstreckt. –

„Einen guten Morgen meinem Freunde!„ dachte ich Sonntags früh den 4ten October.

Mein Kopf möchte mir von allen Dünsten bersten. Denn hier zu Lande ist am Ende des Ofens ein Kessel angebracht, worin warmes Wasser unterhalten wird. Dieser Umstand, den die Jahrszeit nicht abändert, macht vollends im Sommer die Stubenluft unerträglich. Indeß ist das zur Fütterung nöthig. Da hier das Heu selten ist, so ersetzt man dessen Stelle durch gestampften weißen Kohl, der mit warmen Wasser übergossen wird. – Das wird wol die erste und letzte öconomische Bemerkung seyn, die Sie von mir zu erwarten haben. Zu einer andern Zeit würde ich eine Procedur von der Art in meinem Studierzimmer verbitten. Hier aber ist mein Museum und die Werkstatt des Wirths, und die Kinderstube der Wirthin, und die Küche der Tochter zusammen Ein und dasselbe Ding. Ich öffne Thüren und Fenster, weil es mir zu heiß ist. Der Wirth und sein Sohn schüttelten die Köpfe und holten ihre Schaafpelze, weil sie froren. Das Frühstück ist in voller Versammlung ohne Gebet eingenommen, und alles schicket sich zur Kirche an, die eine halbe Meile von hier ist. Alles ist hier in Pelzen, Wirth und Sohn, Frau und Tochter. Der größte Frauenzimmerstaat auf dem Lande besteht in einer großen Pelzmütze, die den Mützen der Husaren nahe kömmt. Die Mädchen dienen Jahre lang, um sich eine solche Mütze

zu

zu erwerben, die die Eitle oft mit zwanzig Thalern bezahlt. Diesen Schmuck tragen sie denn in der Kirche und bey Festlichkeiten Winter und Sommer hindurch. Ihr vornehmster Rock ist mehrentheils schwarzer Farbe, und hat so viel Falten, als das Jahr Tage hat. Es macht einen Theil seines Werths aus, daß man ihn, wenn man ihn abgelegt hat, wie eine Pyramide hinstellen kann. Die Mädchen stehen daher mehr als sie sitzen, aus Besorgniß, sie möchten sich die Falten zerdrücken. Wenn das Landmädchen in seinem Neglige´ erscheint, so hat es ein rothgestreiftes Tuch fest um den Kopf gebunden, daß man, ehe man den Grund hört, schwören sollte, die Frauensleute wären hier alle mit Migräne behaftet. Ihre Hemdeärmel sind hoch aufgestreift; ein kurzes Leibchen bestimmt ihre Taille; der Rock ist mit einem Paß oder gelben Gurt in die Höhe gezogen, hoffentlich nicht der Liebhaber, sondern des mehrern Geschicks wegen zur Arbeit. Diese Moden gehen bis Halle hinauf. Schade, daß ich Ihnen die Knittelmädchen um Freyberg nicht mit gleicher Genauigkeit beschreiben kann. Wir hatten es auf unserm Marsche nach Paßberg zu eilig. Blieben wir hier lange genug, so hätte ich wol Lust noch die Bergwerke zu besuchen. Mich jammert des armen Volks im Erzgebirge. Die Oesterreicher haben ihm übel mitgespielt. Und

dazu haben sich Marodeurs zusammengerottet, die das Maaß der Barbarey und Unmenschlichkeit bis zum Ueberfließen erfüllt haben. Sonst sind die Einwohner dieser Provinz von einem vorzüglich guten Character, arbeitsam, dienstfertig, gefällig. Die Frauenzimmer sonderlich haben eine feine, weiße, fleckenlose Haut. Das ist auch eine Eigenschaft, die man bey den Lausitzerinnen antrift. Diese Frauenzimmer nemlich kommen, ihrer Fabrikarbeiten wegen, die hier gewöhnlich sind, und in stundenlangen Dörfern getrieben werden, Winter und Sommer hindurch nicht aus den Stuben. Im Erzgebirge habe ich einige gute Menschen kennen gelernt. Um so mehr geht mir das traurige Schicksal dieses Landes zu Herzen. Gott mache doch des Raubens und Plünderns bald ein Ende, und schenke dem deutschen Vaterlande den edlen Frieden wieder! –

Da haben Sie nun einmal ein rechtes Sammelsurium von einem Briefe. Ob Ihnen diese Kleinigkeiten gefallen werden, weiß ich nicht. Das aber können Sie glauben, daß ich mich Ihnen und den Ihrigen dadurch gefällig zu machen zur Absicht hatte.

Nach eingenommenem Frühstück, fällt mir ad vocem Kopfputz noch eine Bemerkung dabey

ein. In Deutsch Böhmen, dem Grenzlande Sachsens, nimmt der Geschmack in den Trachten schon allmälig ab. Am Leibe des Frauenvolks auf dem Lande hängt alles schlotterig; statt des zierlich um den Kopf gebundenen Tuchs, ist, gleich einem Laken, um den ganzen Kopf bis auf die Schultern, ein weißes hängendes Tuch geschlagen, in der Art, wie man die Mutter Gottes abbildet. Daher es denn auch kommt, daß man hier lauter lebendige Marienbilder zu sehen glaubt, ob ich gleich eigentlich nicht sagen kann, Eine auch nur mittelmäßige Schönheit in dieser Gegend von Böhmen gesehen zu haben. Dennoch ist auch hier der Character dieses Geschlechts hervorstechend einnehmender, als der unsrige.

Abends um sieben Uhr. Ich dachte heut in Ruhe meinen Brief an Sie zu beschließen. Mit einemmale aber entsteht ein Rumor. Da kommen Menschen aus allen umliegenden Dörfern und bringen meinem Wirthe, der dieses Talents wegen im Ruf ist, ihre Krautscherben zu schärfen. Nun gehts an ein Schärfen, Schlagen und Hobeln, des Sonntags ungeachtet. Kurz zuvor holte der Steuereinnehmer zwey Thaler ab. Diese sollen nun ohne Zeitverlust ersetzt werden. Mein Gehirn würde bey allen den Erschütterungen doch nicht zu wirken aufhören. Allein nun

wird

wird mir auch der Raum genommen. Eine Anstalt zum Backen machte neues Lärmen und neue Besorgung. Was ich neues in Dresden sehe und höre, erfahren Sie nächstens. Meine Seele versetzt sich ganz in die Sonntagslage Ihres Hauses – Potz! mit allem Geschrey und Geplauder durcheinander. Ich soll nicht weiter schreiben rc.

Siebenter Brief.

Reike bey Dresden den 6ten Oct. 1778.

Ich kann meine einsamen Augenblicke nicht besser nutzen, nicht besser meine Gehörsnerven vor dem Lärmen um mich herum, so wie die des Geruchs vor dem Gemische so mannichfaltiger Ausdünstungen schützen, als wenn ich mich ganz mit Ihnen, und mit dem was ich Ihnen zu sagen habe, beschäftige. Todte Weisen habe ich nicht, mit denen ich mich sonst unterhalten könnte. Meine Hausgenossen sind nur bey Tische gesellig. Sonst sind alle entweder in ihren Geschäften, von denen auch das sechsjährige Kleine nicht frey ist, oder mir zum Zeitvertreib nicht interessant genug.

Mit

Mit dem 4ten October schloß ich meine Erzählung, wenn ich nicht irre. Dieser Abend wurde mir noch besonders rührend, da ich mit Bescheidenheit meinen Hausvater und seine Familie auf ein anständigeres Gebet hinwies. Von dieser Zeit an sahe ich alle in ehrerbietiger Stellung ihren unsichtbaren Wohlthäter anbeten. Ich machte sie überdieß noch mit einigen neuen Liedern bekannt. Ein Kind nach dem andern drängte sich hinzu, sie zu lesen. Wir lasen mehrere. Eine lange Unterredung von Erziehung der Kleinen und ihrer vortheilhaften Unterweisung folgte. Wenn ich denn etwa so einen Keim des Guten hier und da sich entschließen sehe; so werde ich mit der Menschheit von neuem ausgesöhnt, die mich durch auffallende Laster zur Widrigkeit gereizt hatte. Doch zur Genüge davon!

Morgens den 5ten ritt ich mit zween Begleitern nach Dresden. Wir sahen dort die Bildergallerie. Bey unserm Eintritt gefiel mir der Gedanke des einen meiner Gefährten: „Meine Herren! wie niedrig war ihnen oft nicht der Mensch; hier aber, wie ist er so hoch und erhaben!„ Diese wahrhaftig königliche Sammlung ist in aller Absicht unter den ersten in Europa. Besonders enthält der inwendige Theil der Gallerie das Kostbarste derselben. Hier sind die schönen

nen Stücke des Corregio und unter ihnen seine weltbekannte Nacht. Wer kann mit Worten, wie es der Meister mit dem Pinsel that, das inniglich mütterliche Vergnügen malen, das sich in allen Lineamenten ihres Gesichts ausdrückt, über den Wundersohn nemlich, den sie in ihren Armen hält? Ihn zu sehen, kommen die Hirten. Unter ihnen hält eine der Frauen auf eine reizende Art die Hand vor den Augen, weil sie den Glanz nicht ertragen zu können glaubt, der auf sie zurückgeworfen wird. Nichts von seinem unübertreflichem Colorite; damit Sie nicht auf die Gedanken kommen, ich wolle auch davon reden. Eine andere Nacht von ihm ist nicht so schön, eines falschen Lichts wegen. Doch zeichnet sich darin der Josephskopf aus. Eine Madonna von Raphael ist in andrer Absicht des entzücktesten Anschauens würdig. Sie hält ihren Sohn in den Armen, und wird auf der linken Seite vom Pabst Sixtus, auf der rechten von der heiligen Barbara verehrt. Dann zog Titians Venus die Aufmerksamkeit auf sich. Welch ein Reiz! doch muß ich sagen, mehr in der ganzen liegenden Figur, als in der Bildung des Gesichts. Bey der Hand, Freund! hätte ich Sie hier fassen müssen, um eine gemeinsame frohe Empfindung auf Sie fortzupflanzen oder von Ihnen zu empfangen. Dann ein lachendes Landstück von

Poussin,

Poussin, dann ein anderes von Dietrich, dem im Sanften und in der eignen Manier Geyser in seinen Kupfern sich nähert. Und so Schönheiten an und nebeneinander ohne Zahl. Wir endigten mit einer kleinen Seitengallerie von lauter Pastellstücken, unter denen sich die von den Mengsen vorzüglich auszeichneten. – So ward ich denn endlich des Wunsches gewährt, den ich so lange in mir hegte, deise Gallerie zu sehen. Ich sahe die zu Salzdalum, zu Mannheim, die von Orleans, Luxemburg u. s. w. Welchen Rang ich dieser geben müßte, weiß ich nicht. Dazu waren die wenigen Stunden nicht hinreichend. Ein flüchtiges Anschaun, nichts weiter! Löblich an dem Gallerieinspector war es, daß er uns Vergleichungen unter den schlechtern und bessern Stücken eines und desselben Meisters anstellen hieß. Diese Methode trägt allerdings zur Verfestigung des Geschmacks bey. In der Art gefiel mir auch das überaus vollständige Münzcabinet des Königs zu Paris, wo man neben den ächten Münzen immer die falschen halten konnte, wodurch freilich die Unterscheidungskraft des Beurtheilers geschärft wurde. Aber noch einmal, die Zeit war für den Genuß dieses Göttermahles zu kurz, und mich oft auf die Weise bewirthen zu lassen, das war über mein gegenwärtiges Vermögen wenigstens. Eine so kleine Denkungsart ist noch in Deutschland herrschend, daß man für alle

solche

solche Dinge dem Fremden Geld aus der Tasche lockt, der doch um des bloßen Besehens willen schon seinen Aufwand im Gasthofe zu machen genöthiget ist. Darin muß ich dem Franzmann über uns den Vorzug einräumen, der in diesen Fällen nie Geld annahm. – Nachmittags wollte ich im großen Garten den Saal der Antiken sehen. Man war aber mit dem Einpacken derselben beschäftiget, und ich mußte auf dies Vergnügen Verzicht thun. Man erinnert sich hier noch zu sehr der Zerstörungen des letztern Krieges, als daß man nicht sorgen sollte, das Kostbarste in Sicherheit zu bringen. In dem großen Garten findet man nur noch die Fußgestelle vormaliger Bildsäulen. Dresden hätte ich wol in seiner Augustischen Pracht sehen mögen. Herrlich ist die Brücke, herrlich die catholische Kirche. Das Ganze freilich weit unter Berlin. Das Schloß mag inwendig schön seyn, äusserlich glänzt es eben nicht. So kam ich mit dem freundlichen Mond nach Hause, vieler wirthschaftlichen Unruhen wegen erfreut, daß ich nicht eher gekommen war. –

Heut weckten mich die Strahlen der aufgehenden Sonne, um an Sie, mein Lieber! zu schreiben; ich ward aber immerfort gestört. O daß ich mir oft unsre Gespräche, die in die Ewigkeit

keit hinübergingen, herzuwünschen vermöchte! Ich ward zu einer Gesellschaft nach dem großen Garten geladen. Da mir nur niemand als S** übrig blieb; so ersuchte ich den, mich nach Pr** einem nahgelegenen Dorfe zu begleiten, um mit mir einen berühmten Landmann zu besuchen, der hier bey den Leuten unter dem Namen des Sternkuckers *) bekannt ist. Wir gingen auf einem Rasenwege, von welchem man alle Weinberge bey Dresden erblicken konnte. Seine Gebäude zeichneten sich vor andern aus. Eine kleine vierjährige Tochter in ihrem Bauerpelzchen, war die erste, die uns aufstieß. Sie hatte feine Gesichtszüge, und meldete uns an, wie eine, die gewohnt war bey ihrem Vater Fremde zu sehen. Er kam auf den Ruf: „Vater!„ In seinem Hofe und Hause sahe es wie bey den andern guten Bauern aus. Er selbst war wie ein hiesiger Landmann gekleidet; doch war Würde in seinem Anstande und in seinen Blicken. Er war im Begriff aufs Feld zu gehen. Doch bat er uns auf ein Viertelstündchen in seine Kammer. Wir sahen hier Instrumente allerhand Art, von denen er viele selbst verfertiget hatte, imgleichen ein schönes Naturalienkabinet, in welchem er jedes Stücks Geschichte so genau kannte, daß er es ge-

*) Sein Name ist Palitzsch.

geschaffen zu haben schien. Vor andern merkwürdig waren die Produkte dortiger Gegenden, unter welchen er uns mit einem daselbst entdeckten Polypen bekannt machte. Er hat die Freyheit an den Hof zu kommen, so wie er gegenseitig von der Landesherrschaft selbst und von den Großen des Hofes besucht wird. Der Kurfürst hat ihn auch mit seinem Pfluge ꝛc. in Kupfer stechen lassen. Ich fragte ihn: wie er zu dem allem gekommen sey? – „Schon in seinem elften Jahre habe er einen Bemerkungsgeist in sich gefühlt; seine Eltern aber, die diesen Bauerhof auch besessen hätten, wären anfänglich ihm in seinen Bemühungen mehr hinderlich als förderlich gewesen, bis sie endlich gemerkt hätten, daß davon mindestens Ehre zu erwarten sey. Bey seiner Landarbeit habe er die Nächte angewendet, sich die nöthigen Kenntnisse durch Lesen zu erwerben. Es sey auch im Deutschen, in seinem Fache nemlich, wenig erhebliches heraus, was er nicht gelesen und verdaut habe. Seine Gesundheit nöthige ihn gegenwärtig Halt zu machen. Einiges habe er auch in die Dresdnischen Blätter eingerücket. Dadurch habe ihn Mendelssohn kennen gelernt, dessen Bildniß wir hier sahen. Seit einer persönlichen Bekanntschaft mit diesem Philosophen, schätze er ihn noch weit höher.„ – Ich fragte ihn weiter: ob er in seiner Jugend nicht

Lust zum sogenannten Studieren gehabt habe? – „Nein! dann wäre ich in manchen Theilen der Naturwissenschaft so weit wol schwerlich gekommen. Ich habe zum Bemerken mehr Anlaß, als der beste Professor. – Meine Kinder erziehe ich meinem Stande gemäß, und sie müssen das eigentliche Naturstudium nur als Nebenbeschäftigung treiben.„ „Was denken bey dem allem Ihre Mitbauern?„ – „Sie staunen bey allem, besonders wenn sie die vom Hofe bey mir erblicken. Wo ich kann, gebe ich Anleitung. Alle haben Augen, wie ich sie habe, und bemerken doch nicht den Allmächtigen in seinen Werken. Den meisten ist die Bierkanne das Liebste. Diese wundern mich am wenigsten. Wie ist es aber möglich, daß Leute, die Anleitung empfangen haben –?„ Während dem fuhr er fort uns seine Sammlung zu zeigen, und besonders den auffallenden Uebergang der Natur von einer Gattung zur andern bemerken zu lassen. Die Kurfürstin schien er vorzüglich zu schätzen. Ueber die Bibel urtheilte er richtig und vortreflich. Ich möchte wol wissen, ob er nicht viele von Sachsens Orthodoxen beschämen würde. So waren aus einer Viertelstunde zwey ganze geworden. Er eilte zu seinen Geschäften. Der Mann wird zuviel abgehalten; sonst besuchte ich ihn öfter. Bey Jena war eben so ein Landmann, der viel in der Botanik geleistet hatte. Nachmittags

aber pflegte er sich gemeiniglich zu betrinken. Auf diesen hier hatte die Natur religiösere Eindrücke gemacht. Ich möchte ihn in mehreren Situationen sehen. Einer seiner Söhne soll im Dorfe Plauen ein schönes Gut haben, und den Fußstapfen seines Vaters gefolgt seyn. So weit, mein Lieber! Gott erhalte Sie! –

Achter Brief.

Eben daher den 17ten Okt. 1778.

An meine Zurückgelassenen zu denken, damit beschäftigt sich fast immerfort meine Seele. Dann ist es wahres, erleichterndes Labsal für mich, Ihnen von meinen Gedanken und Empfindungen mittheilen zu können. Wie weit ich heute damit kommen werde, weiß ich nicht. – Mein Wirth drohet, einen drey Ellen langen Sarg zu machen. Aber weder der Lerm, den er dabey anheben wird, noch der Anblick dieses melancholischen Werkzeugs soll mich von meinem Lieblingsgeschäfte zurückschrecken; so wie es mich am Einschlafen nicht hindert, wenn gleich ein Kasten von der Art zu meinen Füßen Platz hat.

Er-

Erhebliches hat sich seit meinem letztern nicht zugetragen. Ihnen alle kleinere Scenen zu schildern, dürfte in der Folge leicht für Sie zu ermüdend seyn. Durch ein Mißverständniß habe ich fünf reisende Schweitzer nicht gesprochen, die hier dem Baron L** einen Besuch gaben, dagegen eine halbe Meile von hier im Dorfe N** einen Müller kennen gelernt, einen gesitteten Mann, der sehr schöne Instrumente verfertigt. Sein Clavier hat etwas silbertönendes. In Dreßden habe ich das Inwendige der catholischen Kirche gesehen. Majestät, Pracht, Geschmack in der Bauart und in der Malerey. Ein wahrhaftig königliches Gebäude, ein Tempel, der dieses Namens würdig ist! Auch habe ich dort gestern Morgens den berühmten Lippert besucht, einen Greis von sechs und siebenzig Jahren *). Ich habe in ihm einen ächten Deutschen gefunden, einen Mann, noch in seinem höchsten Alter, von den ausgebreitetesten und gegenwärtigsten Kenntnissen, der den Wind mancher berühmten Neuern in seinem Fache durchaus nicht ertragen wollte. Er zeigte mir sein Cabinet und seine Bibliothek, und beides war schön und herrlich bis zur Bewunderung. Seiner Harthörigkeit wegen war seine schon etwas ältliche Tochter Dolmetscherin. — Unser Sternkucker macht sich in der That sehr sel-

 ten.

*) Ist nun todt.

ten. Nach einem dreymaligen Gange zu ihm, habe ich ihn doch nur einige Minuten gesprochen. Er dürfte nur die Kleidung verwechseln, so wäre er völlig unkennbar. Und doch will er durchaus nur Bauer seyn und nichts weiter. Schade, daß ich die Seele des Mannes nicht studiren soll! – Aerger als hier können sich die Kannengiessereyen nirgend durchkreutzen. Viele weissagen einen Jahrelangen Krieg. Das wird der Himmel nicht wollen! Wer Augenzeuge gewesen ist – und doch war ichs von Wenigem erst. Ich mag dergleichen nie wiedersehn. Wills aber die Vorsehung; wohlan denn! – Krieg! Ein meinem Ohre abscheuliches Wort! In seinem Gefolge Elend, Schrecken und Angst. Das Angenehme, das er hie und da mit sich führen mag, rührt aus blos zufälligen Umständen her. Er zerreißt alle Bande der menschlichen Gesellschaft, setzt den Menschen in den rohesten Zustand der Natur zurück, wo Einer dem Andern ein reissendes Thier wird, wo immer der Stärkere den Schwächern unters Joch zwingt. Dieser Schwächere ist der arme Landmann, oft der Held selbst, der der Gewalt nachgeben, sich dem Willkühr des Siegers überlassen, oft in der Flucht sein Heil suchen muß. Gäbe er auch, der Krieg, zu edlen Thaten Anlaß; was ist doch eine einzelne gute Handlung gegen eine Reihe schlechter von tausenden?

Glück-

Glücklich der, der auch im Getümmel der Waffen seine Ruhe erhielt! Oft sah ich um mich her, fand, daß ich der Unglücklichste bey weitem nicht war – o! ich will immer ausharren, weil künftiger Nutzen für mich und für andere, wie Sie es meynen, davon entstehen kann. –

Der Einfall einiger Magdeburgischen Prediger, ein christliches Soldatentaschenbuch zu veranstalten, ist an sich löblich. Auch hier haben schon Feldprediger daran gedacht und gearbeitet, unter ihnen wirklich geschickte Männer, die nur noch ausgebreitetere Menschenkenntnisse einsammlen. Ich habe selbst dergleichen Aufsätze gemacht, nach meinem geringen Vermögen, versteht sich. Bey dem allem wird es immer unendlich schwer bleiben, Bücher dieser Art in Umlauf zu bringen. Dem gemeinen Soldaten dazu Geld abzufordern, hieße, dem Dürftigen seinen Nothpfennig entziehen. Vielen Befehlshabern fehlt Einsicht, mehreren guter Wille. Mancher versteht's und will auch, und – kann nicht. Viel Bücher wären zwar immer nicht nöthig. Wie wären sie auch fortzubringen? Waren jene Verfasser auch einmal Feldprediger? Erfahrung wäre zu einem solchen Buche durchaus nöthig. In seinen vier Pfählen denkt man darüber ganz unvollständig. Komm' und sieh' es, und erfahr' es, und duld'

es, wird es hier mit Recht heissen. Zu unsern Zeiten ist in der Religion, selbst bey dem gemeinen Manne schon, eine veränderte Vorstellungsart nothwendig. An meinem Theile habe ich ihn fast durchgängig zu geläuterten Vorträgen gewöhnt gefunden. – Von allen Gattungen von Büchern wären indessen zweckmäßige für Soldatenschulen die nöthigsten. –

Ich erhasche eben eine sonderbare Art des Aberglaubens. – Es ist von einem kranken Pferde die Rede. Mein Packknecht: „Ich weiß das, kanns aber keinem sagen.„ – „So sollt ihrs meiner Frau sagen;„ falle ich in die Berathschlagung ein. „Wohl!„ versetzt er; „die kanns ihnen wiedersagen.„ –

Nun eine mehr als catonische Todesart! – Ein Officier von der Artillerie schießt sich mit einer Pistole vor den Kopf. Ohne Wirkung! die Kugel geht seitwärts durch. Sticht sich zu zweymalen, wird verbunden, reißt den Verband auf, die Gedärme fallen durch, und so stirbt er. Rasende That!

Mein Brief schließt wie ein Trauerspiel im neuesten Geschmack.

Neunter

Neunter Brief.

Br — den 22sten Nov. 1778.

Gottlob daß ich wieder in Br * * bin! Das ist nun wol für dies Jahr das Ende meiner militärischen Wallfahrt. Könnten Sie es sehen, mein Lieber! wie froh und wie dankbar gegen die leitende Weisheit des Höchsten ich bin, Sie würden sicherlich mit mir zufrieden seyn. Von Ihnen und von meiner Gattin bin ich noch getrennt. Das ists, was mir alles noch fehlt. Habe ich erst Sie beide, dann hab' ich alles. Hier bin ich im Zirkel meiner alten Bekanntschaft. K * *, mein Wirth und ehemaliger Collége, kam mir, quer über den Weg, zwey Meilen von hier freundschaftlich entgegen, um mich im Triumph einzuholen. Er bog da mit seinem Cameele von der Landstraße aus, und führte mich durch unwegsames Gebüsche über Stoppeln und Furchen bis an das Thor dieser alten ehrwürdigen Hauptstadt. Die ganze Stadt war in Bewegung. Mir ging mein Herz auf, da ich einen Ort wiedersah, in welchem ich vormals so selige Stunden durchlebte. Die Einwohner desselben sind gastfrey und gefällig. Die Gegend umher ist durch die Krümmungen des Flusses, durch einen

geräumigen See, durch eine beträchtliche Anzahl von Weinbergen, durch Wege und Steige mit Bäumen bepflanzt, eine der anmuthigsten, die ich in diesen Landen gesehen habe.

Man muß es dem hiesigen Rathe nachrühmen, daß er durch seine Vorkehrungen nicht wenig beigetragen habe, das Vergnügen des Publicums von dieser Seite zu vermehren. Zu den angenehmsten Spaziergängen rechne ich den schattichten Stadtwall, der außerdem noch seiner vielen Nachtigallen wegen merkwürdig ist. Ohnweit meiner Wohnung ergießet der Strom sich in ein Bette, das einem See gleich kömmt. Am Rande Wiesen und Dörfer. Aus einem andern Standpunkte sieht man um ein ähnliches Becken, das der Fluß bildet, in einem weiten Halbzirkel die Stadt mit ihren Thürmen sich herumziehn. Linker Hand geht die Landschaft der hohen Stiftskirche und der Curien der Domherrn, von denen sie umgeben ist, aus, um rechts mit der Altstadt sich zu endigen, hinter welcher der M . . . berg mit seinem bebüschten Gipfel majestätisch hervorragt. – Hier sitze ich nun in meiner einsamen Zelle, danke Gott, übersehe mit einem Blicke den weiten verschlungenen Lebensweg, den ich in diesem Jahre durchmaß, und ergreife die Feder, um mich noch einmal mit Ihnen, ehe ich Sie von Ange-

sichte

sichte sehe, zu unterhalten. Wüßte ich genau, was ich Ihnen von meinen Reisen erzählte, und nicht erzählte; so würde ich Ihnen wol noch einige Supplemente zu liefern im Stande seyn. Allein ich scheue die Gefahr, ein Ding zweimal zu sagen. Also nur noch das Wenige von Reike bis hieher.

So glücklich ich mich den 2ten October fand, zwischen vier leimernen Wänden leben zu können, so hoch pries ich mein Glück, am zwölften November diese vier nämlichen Wände verlassen zu dürfen. So lange hatten wir in Reike, eine Stunde oberhalb Dresden, cantonnirt. Unser Marsch ging mit mehreren Regimentern durch Dresden. Der Churfürst war auf der Jagd und begegnete uns auf unserm Wege nachher. Auf den Gassen wimmelte alles, und in den Fenstern sahe man Kopf an Kopf. Die vortrefliche Aussicht die man von einer der schönsten Brücken über die Stadt und Gegend hat, ergötzte zum letztenmale mein Auge und meine Empfindung. Nur im Lauf lernte ich den Herrn M * * den französischen Prediger des Orts kennen. Also kann ich auch nichts weiter von ihm, als ein sehr gefälliges Betragen, rühmen. Von Koswig an bis zur Grenze habe ich wieder einen Schlag guter und höflicher Menschen angetroffen. Mein Wirth, ein Bauer, wußte nicht, wie er mich liebreich ge-

nug

nung aufnehmen sollte. Den Tag darauf hatte ich bey einem würdigen Landgeistlichen Quartier. Er und seine Gattin empfingen mich freundlich, und räumten den Hof, um so viel Pferde als möglich unterbringen zu können. Gleich bey Tische war es rührend für mich, zu sehn und zu hören, mit welcher dankbaren Bewegung beide einen alten Weinmeister verabschiedeten, dessen Treue sie lobten, den sie fernerhin noch auf alle Weise zu unterstützen versprachen; indeß der in seinen Schaafpelz gehüllte Alte da stand, und Thränen fallen ließ, die es lauter als Worte sagten: wie es ihn bekümmere, seine so liebe Herrschaft verlassen zu müssen. Einige Gläser Wein wurden ihm zum Abschiede freundlich gereicht. — Nach Tische bin ich mit einem zwölfjährigen Mädchen im Zimmer allein. Ich vermeinte, es sey des Predigers Tochter. Wenigstens ließ sich das aus seinem Anzuge gewissermaßen vermuthen. Es war eben mit Spinnen beschäftiget. — „Womit belohnen ihre Eltern den ämsigen Fleiß, mein Kind?„ — „Das sind nicht meine Eltern, lieber Herr!„ — „Wie so?„ — „Ich schäme mich nicht, es zu sagen: ich bin eines Bettlers Tochter. Mein Vater war ein armer, verabschiedeter Unterofficier. Hunger zwang ihn zum Betteln. Wir kamen hieher, und hatten schon einige kalte Tage und Nächte unter einem Schauer zugebracht, als der Prediger von uns hörte, sich unser

unser Elend jammern ließ und uns bey sich aufnahm.„ – Hier wurden wir unterbrochen. Während des Kaffees lenkte ich auf das Kind hin. Der bescheidne Prediger wollte nicht darauf hören, bis die Kleine ihm und seiner Gattin die Hand küßte und sagte: „Ich habe es schon dem Herrn da erzählt, daß Sie beide mir mehr als Eltern sind. Denn ohne sie, lebte ich nicht mehr.„ – Mein Wirth konnte nicht mehr ausweichen, mir diese Geschichte zu erzählen. Er gab dem Kinde einige Geschäfte außerhalb des Zimmers auf, drückte mir die Hand, und sagte: „Dies Kind habe ich recht eigentlich der Vorsehung zu danken! Meine Frau und ich haben keine Kinder. Um so mehr war es Pflicht für uns, ein fremdes aufzunehmen und zu erziehen. Von Mangel, Frost und Blöße getrieben, kam der dürftige Alte, diese vierjährige Kleine an der Hand, und bat, mich seiner um Gottes willen anzunehmen. – „Alter! ists euer Ernst? – um Gottes willen?„ – „Ja, Herr!„ – „Nun! was wollt' ich euch nicht um dessen willen erweisen!„ Glauben Sie mir, Freund! um Gottes willen hätte ich mit ihm alles getheilt. Der Mann verstand was er sagte, und das ist mir in ähnlichen Fällen noch wenig vorgekommen. Ihn selbst brachte ich unter, das Kind nahm ich zu mir. Um es zu einer künftigen Dienstmagd aufzuziehen? Nein, Freund! da hätte ich wol um Gottes willen zu wenig gethan. Bald darauf bekam die Kleine die

Blat-

Blattern, dann ein Gewächs auf dem Rücken. Der Alte kam von Zeit zu Zeit. „Ohne Sie war meine Tochter und ich verlohren!„ – Jetzt ist sie gesund, läßt sich gut an, und besorgt einen Theil der Wirthschaft. Ich habe ihr einige Bienenstöcke geschenkt. Die hat sie nun schon so glücklich genutzet, daß sie über hundert Thaler reich geworden ist. Ob ich sie nun gleich besser zu versorgen willens bin; so muß sie doch mein Wohlwollen sich durch Fleiß zu erhalten bemüht seyn. – „Hier trat das Kind mit dem Baron L** herein. Unser Gespräch wurde dadurch unterbrochen. Wir brachten einen ganzen frohen Tag bey diesen sehr freundlichen und sehr christlichen Leuten zu. Denn gut, wohlthätig handeln – ist ja wol das Wesen der besten Religion? – Freund! wenn sie ein Hagestolz werden sollten, wie ich zu fürchten anfange, dann mache ich Ihnen eine Unternehmung von der Art zur Pflicht. – Ueberall höfliche Leute, wo wir weiter hinkamen. – Die Gegend bey Meissen ausgenommen, die immer eine der schönsten durch Natur, Kunst und Fleiß ihrer Bewohner bleibt, war der übrige Weg den Sandfeldern der Mark gleich. Nichts merkwürdiges weiter! Und wie könnt' ich es schreiben, da die Stelle unter mir brennt? Länger kann ichs nicht aushalten! Wenige Tage, so bin ich in Ihrer freundschaftlichen Umarmung rc.

IX.

IX.

Brief an einen Freund, über die neuen Werke, die man seit Ende des Krieges vom Jahr 1756 zur Verstärkung der Hannöverschen Festung Hameln hat aufführen lassen.

Das Verlangen, das Sie, mein Werchester, äussern, Nachricht von den neuen Festungswerken zu haben, womit die im Hannöverischen liegende Festung Hameln verstärkt wird, und woran die dortige Regierung seit vielen Jahren mit unablässigem Fleiß arbeiten läßt, müssen Sie nicht darauf gründen, daß ich mich eine Zeitlang im Hannöverschen aufgehalten habe. Denn zu der Zeit war der Bau, dessen Project sich vielleicht erst unter der Hand, so wie man im arbeiten fortrückte, erweitert hat, kaum angefangen. Aber da ich vor sechs Jahren einen Freund nach Pyrmont begleitete, so nahm ich diese Gelegenheit wahr, meine practischen militairischen Kenntnisse zu erweitern, und ritt nach Hameln, um die neuen Werke, von denen ich viel Rühmens hatte machen hören, zu sehen. Diese Reise setzt mich in den Stand, ihre Neugierde hoffentlich hinlänglich zu befriedigen: wenigstens was die Hauptsache betrift. Denn obgleich nur eins von den Werken größtentheils fertig war, die andern aber noch kaum aus dem Grunde heraus gebauet waren; so konnte doch ein Mann mit einigen Kennt-

nissen von dem Gegenstande, aus diesen Grundlagen das Ganze des Fortificationsprojects, samt seinen Stärken und Schwächen hinlänglich sehen, und das ist doch, was sie wissen wollen! Hier haben Sie also meine Bemerkungen darüber.

Ich weiß zwar, daß sie meinen Brief zum Druck bestimmen; das hält mich aber nicht ab, ihnen alle meine Beobachtungen und Urtheile aufrichtig zu schreiben. Und warum sollte ich nicht? Ich will nicht sagen, daß eine Festung, die ein Reisender besieht, auch beurtheilt werden darf. Welche Pflicht hätte er aber auf sich, das, was er gesehen hat, zu verschweigen? Dieß möchte mancher eine kecke und nasenweise Rechtfertigung nennen, so richtig und natürlich sie auch ist. Allein ich gründe mich vielmehr darauf, daß nichts lächerlicher ist, als das Geheimthun in Ansehung der Festungen; indem zu wetten steht, daß, wenn einer Macht daran gelegen ist, den Riß oder die Beschreibung von einer zu haben, so bekömmt sie es doch. Mit Geld ist alles zu bekommen. Bey Hameln wäre aber eine solche Verschwiegenheit doppelt lächerlich. Diese Festung ist sechs Jahre lang in den Händen, theils der Franzosen selbst, theils einer Armee gewesen, die aus Engländern, Preussen, Hannoveranern, Hessen, Braunschweigern, und Bückeburgern be-

stand. Es ist also nicht unmöglich, daß nicht jede dieser Nationen die genauesten Risse von dieser Festung, und von dem umliegenden Terrain haben sollte. Also ist die Beschaffenheit dieser Festung gewiß kein Geheimniß.

Zwar sind die neuen Werke noch nicht bekannt. Allein was werde ich davon sagen, was nicht jeder reisende Officier, der einige Kenntniß vom Handwerk hat, nicht auch sagen könne? Und es wäre ein abgeschmackter Eigendünkel, wenn ich, was ich als Durchreisender in einem Tage habe beobachten können, für so wichtig hielte, daß es nicht jeder eben so wohl sehen, oder daß es auf Hamelns Schicksal einen Einfluß haben könnte. Bey solchen Umständen kann mirs hoffentlich der eifrigste Hannöversche Unterthan nicht verargen, daß ich Ihnen eine Beschreibung von dieser Festung zur öffentlichen Bekanntmachung zuschicke.

Was meine Urtheile anbetrift, so wird niemand so sonderbar seyn, mir sie zum Argen auszulegen. Eine Regierung trift Maaßregeln nach ihren Einsichten. Allein eine Regierung besteht aus Menschen, und sie kann also irren. Das ist eine Wahrheit, die man doch wol im letzten Virtel des achtzehnten Jahrhunderts nicht wird ver-

 heelen

heelen dürfen. Der Beurtheiler kann aber auch irren, und wenn ich der Beurtheiler seyn soll, so halte ich die Sache um so möglicher. Hiernach trage ich meine Meynungen um so dreister vor, da dem Hannöverschen Staat an den Meynungen eines Reisenden wahrlich nichts gelegen seyn kann, und sie auf den Erfolg der getroffenen Maaßregeln nichts würken. Denn entweder irre ich, und dann fällt aller Schaden meines Geschwätzes blos auf mich; oder ich irre nicht, und dann sage ich solche Dinge, die der Augenschein jeden Ingenieur lehren wird, und die also auf das, was Hameln als Festung wirken soll, nicht den geringsten Einfluß haben und ihre Uebergabe nicht um eine Stunde beschleunigen wird. Verzeihen Sie mir also diese kleine Schutzschrift, die mir in meinen Umständen gegen alle mögliche Mißdeutungen nöthig geschienen hat.

An einer Festung muß man zwey Verhältnisse betrachten. Das politische, das was sie zum Ganzen des Staats, zu seiner Lage, zu den Nachbarn, womit es umgeben ist, und im Krieg oder in Allianz verwickelt seyn kann, hat. Das militärische, was sie für Dienste leisten kann, wenn man sie wirklich braucht, theils in Ansehung der Gegend, die ihre Besatzung commandirt. In Ansehung des erstern ist es sehr gewagt, wenn eine

eine Privatperson davon urtheilen will; dieß kann nur wirklich das Ministerium, welches die Staatsgrundsätze, seine politischen Verhältnisse, kurz alle Umstände des Staats, worin der Ort liegt, kennt. Letzteres kann man eher mit einigen militärischen Kenntnissen beurtheilen.

Ich will also auch über ersteres in Ansehung Hamelns gar nichts sagen. Ich will nur für einige Leser anmerken: daß, obschon Hameln im Kriege von 1756 eine wichtige Rolle gespielt hat, so folgt nicht daraus, daß diese Stadt auch in allen Kriegen von Wichtigkeit sey. Wenn der König von Preussen in eine Fehde gegen den Churfürst von Hannover geriethe, so würde Hameln zur Vertheidigung des Hannöverschen nichts beytragen können. Ob dieß Land von der Seite zu sehr entblößt ist, um sich so lange zu vertheidigen, bis ihm seine Bundesgenossen zu Hülfe kommen können, oder ob es Sachsens Schicksal im Jahr 1756 haben würde, wenn es der Gegenpartey von Preussen anhinge, ist eine Frage, die hier nicht hergehört und mit Hameln gar nichts zu thun hat. Die militärische Beschaffenheit dieses Orts ist alles, was ich ihnen erzählen will.

Welche Ursachen man gehabt haben mag, Hameln zu einer Festung zu machen, ist mir nicht bekannt. Sie müssen triftig gewesen seyn. Denn es giebt wol wenig feste Plätze, von denen das Wort, was ein Französischer schöner Geist von Versailles als einem Residenzschloß gesagt hat: „C'est un favori sans mérite „ mehr gilt, als von Hameln, wenn es wie Festung betrachtet wird. Die Natur kann schwerlich einen Ort weniger dazu geschaffen haben, eine Festung vorzustellen, als diesen. Denn von allen Seiten ist er mit sehr nahen Anhöhen umgeben, aus denen man ihn zerschmettern kann. Allein er ist nun einmal befestiget, und zwar, um Ihnen einen Begrif von der Stadt selbst zu geben, ungefehr folgendergestalt.

Die Stadt Hameln mag etwan 600 Häuser und zwischen 3000 bis 3500 Einwohner enthalten. Ihrer Anlage nach, bildet sie ungefähr einen Zirkel, davon die Weser, die an ihrer westlichen Seite liegt, ein Segment abgeschnitten hätte. Der Ingenieur, der sie befestiget hat, hat ihr acht Bollwerke gegeben, und die lange Seite an der Weser, die wegen einer kleinen Insel, die der Fluß da bildet, einen merklichen Bug hinterwärts macht, nur mit einer Mauer und Thürmen entweder versehen, oder welches noch wahr-

schein-

scheinlicher ist, gelassen, wie er sie fand. Vor der Seite liegt eine gute, auf steinernen Pfeilern ruhende hölzerne Brücke. Diese ist mit einem ziemlich großen Ravelin oder Redan gedeckt, mit halber Bekleidung, welches oberhalb mit einer kleinen Lünette, unterhalb aber mit einem andern auf einer kleinen Insel der Weser gelegenen Ravelin flankirt wird. Um das erste Ravelin und die Lünette läuft ein bedeckter Weg, und durch den Schutz, den diese Werke von den beiden an die Weser stoßenden Bollwerken bekommen, hängen sie in Rücksicht auf die Befestigung mit der Stadt zusammen.

Die Anhöhen, womit Hameln umgeben ist, haben natürlicher Weise den Ingenieur in große Verlegenheit gesetzt. Von vorn, von hinten, in der Flanke war er überall auf seinen Wällen dem vortheilhaftesten Feuer ausgesetzt. Er hat sich so gut dagegen gedeckt, als ihm möglich gewesen ist. Die Bollwerke sind an sich groß, und so viel ein flüchtiger Blick mich belehren konnte, nicht nach der alten holländischen Manier, sondern mit den Flanken perpendicular auf die Defensionslinie angelegt. Ohngeachtet dessen sind sie besonders wegen der Mittel, die der Ingenieur hat anwenden müssen, um sich auf seinen Wällen zu decken, erstaunlich enge. Ich rechne nemlich, daß das

die Haupturſache geweſen iſt, warum er an ſeiner Feſtung dreyfache Flanken angebracht hat. Nemlich, weil er hohe Wälle haben mußte, und ſeine Werke, zumal der Graben, von ſo hohen Flanken keine Vertheidigung hatte bekommen können, ſo hielt er vermuthlich für nöthig, niedrige Flanken anzulegen. Die dritte Flanke entſteht aus denen, aus Noth auf jedem Bollwerk angelegten Katzen. Dieſe dreyfache Flanken haben denn auch alle Fehler derſelben in vollem Maaße; das heißt: zu enge zu ſeyn, und zu nahe unter einander zu liegen. Schutt und Feuer von den oberſten Flanken, würden die unterſten bey einer Belagerung ſogleich unnütz machen. Die Katzen auf den Bollwerken ſind wie alle Katzen, erbärmliche Nothhelfer, die man aber hier auf allen Bollwerken hat anbringen müſſen. Indeſſen wurde an einer, da ich durchreiſete, wie ich ſah, abgetragen; vermuthlich im Vertrauen auf die Würkung der neuen Werke, oder auch um ihrem Spiel nicht im Wege zu ſtehn. Ob aber nur dieſe eine, oder ob ſie alle abgetragen werden ſollten, iſt mir nicht bekannt. Vielleicht ſind ſie in den ſechs Jahren, da ich Hameln nicht geſehen habe, alle abgetragen worden. Man kann verſichern, daß dadurch die Feſtung weder beſſer noch ſchlimmer geworden iſt. Vor den Courtinen iſt eine Fauſſebraye angelegt, die mit den niedrigen Flanken

zuſam-

zusammenhängt, vor den Facen aber keine. Ich muß noch erinnern, daß außer den Katzen überall Bonnets an den Bollwerken angebracht und an den mehrsten die ganzen Facen erhöht sind; alles Dinge, die das Bollwerk enger und schlechter machen, die aber nothwendige Folgen der Lage des Orts sind. Hameln hat drey Thore, das Weserthor nicht mitgerechnet. Vor den Courtinen, wo ein Thor hinaus geht, liegen geräumige Ravelins: vor den andern Thoren aber keine, welches auch ein Hauptmangel ist. Der Graben ist tief bis am Horizont bekleidet, und voll fließenden Wassers, das aber nicht aus der Weser hineintritt, sondern aus zwey kleinen, in den benachbarten Bergen entspringenden Flüssen. Um den Graben läuft ein gewöhnlicher bedeckter Weg, der aber ziemlich schmal ist, und damals eben nicht im besten Stande unterhalten ward. Vor dem bedeckten Wege liegt noch, wenigstens um den größten Theil desselben, ein sehr guter Vorgraben, der in einer andern Gegend, und mit den gehörigen Werken flankirt gute Dienste leisten könnte. Außerdem ist Hameln mit dem größten Theile der zu einer Festung nöthigen Gebäude versehen, und hat Gewölber unter den Wällen, wie man mich versichert hat, die vollkommen die nöthige Besatzung mit allen ihren Bedürfnissen fassen können; und das ist um so glaublicher, da das über-

haupt bey jeder Festung etwas sehr Nützliches, bey Hameln aber etwas ganz unentbehrliches ist. Ausserdem wäre es nicht möglich, sich drey Tage in einer Stadt zu halten, wo man von aussen alle Straßen, Plätze und Gebäude sehen und beschiessen kann. So ist die Festung Hameln an sich beschaffen: Man sieht, daß die Werke nicht viel bedeuten, allein man muß auch gestehn, daß man auf keinerley Art und Weise aus Hameln eine taugliche Festung zu machen im Stande wäre, weil die Natur entgegen steht.

Ich habe Ihnen schon gesagt, daß Hameln fast überall, ausser von der südlichen Seite, mit sehr nahen Anhöhen umgeben ist, die die ganze Stadt dominiren. Die allerschlimmste ist der sogenannte Klüt, der dichte von Hameln, längst der ganzen westlichen Seite getrennt ist. Es ist sichtbar, daß die Stadt sich keine Stunde, so zu sagen, gegen einen Feind halten kann, der Herr von diesem Berge ist. Das wird man leicht aus folgender Beschreibung seiner militärischen Verhältnisse zur Stadt beurtheilen können. Auf einer nördlichen Seite hängt der Berg mit einer Kette von Bergen zusammen, die längst der Weser hinunterläuft. Auf der östlichen und westlichen ist er unersteiglich steil. Nach Süden hin bildet er gleichsam drey Stufen, an welchen hinauf

auf der Weg zwar steil, aber doch für Fußgänger vollkommen practicabel ist. Ich weiß nicht, in wie fern ich die Wahrheit treffe, wenn ich die Höhe des ganzen Berges an die 300 Fuß, nach der Perpendicularlinie schätze, denn es ist blos eine Angabe nach dem allerflüchtigsten Augenmaaß, oder vielmehr nach dem Besinnen des Eindrucks, den sein Anblick von unten hinauf und von oben herab auf mich machte. Denn ich war mit Betrachtung der Werke selbst viel zu sehr beschäftigt, als daß ich darauf gedacht hätte, die geringste Angabe zu einem Maaße seiner Höhe zu nehmen. Das Interessanteste davon für einen Militär bemerkte ich indessen mit Gewißheit: daß nemlich Hameln selbst und die ganze Gegend umher innerhalb des weitesten Canonenschusses zu tief in Ansehung der obersten und selbst der zweyten Stufen des Berges liegt, um von dem Feuer der darauf angelegten Batterien etwas zu besorgen zu haben. Indeß entfernte sich der Berg mit dem nördlichen Ende, wo die oberste Erhöhung ist, von der Stadt, auf etwan 1000 Schritt; das südliche Ende aber, wo die unterste Staffel des Berges ist, nähert sich nicht nur der Stadt, und ist nur durch die Weser von ihr getrennt, sondern macht auch einen Haken nach ihr zu, und reicht über dieselbe hinaus, so daß die ganze Stadt und die ganze Gegend von der südlichen

Seite derselben unter dem Feuer von diesem Theile des Berges liegt. Hat der Belagerer von Hameln dieß Plateau, (verzeihen Sie in einer militärischen Beschreibung der Kürze wegen diesen französischen Namen einer jeden Ebene oben auf einer Höhe;) so kann er von da aus alle Werke von Hameln entweder von oben von vorn überhöhen und zerschmettern, oder in Flanke und im Rücken nehmen; und die Stadt ist ganz in seiner Gewalt. Hat es der Belagerte inne, so vertheidigt es die südliche Seite gegen allen Belagerungsangriff, denn alle Führung von einer Transchee und Errichtung von Batterien unter dem Feuer dieses Plateaus würde unmöglich seyn. Anbey commandirt der, der Kanonen darauf hat, noch die ganze Schiffarth auf der Weser.

Bey einer solchen Beschaffenheit dieses Berges war es leicht einzusehen, wie nothwendig die Besetzung desselben ist, wenn Hameln den geringsten Widerstand thun soll; und es läßt sich nicht begreifen, wie der Ingenieur, der die Werke um die Stadt aufgeführt, gar nicht darauf gedacht hat, ihn auf eine oder die andre Art fortificatorisch mit der Stadt in Zusammenhang zu bringen. Ich habe wenigstens gar nichts davon gehört, daß vor der Zeit des vorigen Krieges das geringste Werk auf diesem Berge wäre angelegt

legt gewesen. Es konnte aber nicht fehlen, so bald in neuern Kriegskundigern Zeiten Hameln anfing für eine Armee ein wichtiger Ort zu werden, daß man diesen Mangel empfinden und ihm abzuhelfen suchen mußte. Es ward also schon im Kriege von 1756 an Befestigung des Klüts gearbeitet. Ohngeachtet ich nun im vorigen Kriege gedient habe, so bin ich doch nicht im Stande Ihnen zu sagen, ob die jetzt zur Befestigung dieses Berges angelegten Werke dieselben sind, als die damals angefangenen und projectirten; oder ob ein ganz neuer Befestigungsplan entworfen worden ist und ausgeführt wird. Meine Beschäftigungen und selbst meine Neigungen riefen mich immer weit von Hameln; indem ich immer lieber den Bewegungen und Thaten unserer, von einem so großen Krieger als Herzog Ferdinand geführten Armee beywohnen mochte, als mich in eine Festung, um deren Zustand, da sie im Rücken einer solchen Armee unter einem solchen General lag, man sich wenig bekümmerte, zu vergraben. Es ward, das weiß ich, oben an einem Fort gearbeitet. Auf dem untersten Plateau hatte man eine Redoute von Erde, und noch dazu ziemlich klein angelegt, von der man sich keinen großen Vortheil versprechen konnte. Vielleicht aber war das nur gegen den ersten Anlauf, und man gedachte mit der Zeit das jetzige Fortificationsproject,

ject, als welches allein den vorhabenden Zweck erfüllen kann, auszuführen.

Dem sey wie ihm wolle, so ist letzteres allein der Gegenstand dieses Briefes. Und ich will ihnen nun einen so richtigen Begriff von den Werken geben, als es mir möglich ist.

Oben auf dem obersten Plateau liegt das sogenannte Fort George. Das ist eine regulaire sechseckige Sternschanze, davon ich die Seite jeder Spitze auf etwan 20 Ruthen nach dem Augenmaaße geschätzt habe. Die südliche Hälfte derselben schmiegt sich gerade in die Gestalt des Plateaus, und da gehen gleich die höchst steilen Böschungen des Berges von dem Graben des Forts hinab. Die nördliche Hälfte ist aber noch mit einem Mantel umgeben, um den ein bedeckter Weg läuft. Da dies die einzige attakable Seite des Forts ist, weil sich da die Ebene oben auf der Kette von Bergen weit erstreckt, so hat man sich bemüht sie stärker zu machen. Das ganze Fort ist von Quadersteinen, und die Brustwehren, die etwan 6 bis 8 Fuß dick seyn mögen, von Backsteinen gebaut. Der ganze Raum vor der nördlichen Hälfte des Sterns wird contraminirt. Die an diesen Contraminen arbeitenden Menschen sollen besonders auf das Geheimniß beeidigt seyn,

und keinem Officier von der Besatzung, außer denen von den Mineurs, erlaubt seyn hinein zu gehen. Soviel ist gewiß, daß ich oben auf dem Terrain, wo gearbeitet wird, einen Posten fand, der mich sogleich anrief, da ich mich dem contraminirten Terrain zu sehr näherte, und mir sagte, ich müßte mich mehr rechts halten. Diese Contraminen, die in Felsen gehauen werden müssen, (denn wie bey allen Bergen dieser Art, ist der Kern des Klüts ein Fels,) können nicht anders als sehr mühsam, kostbar und langsam zu erbauen seyn; würden aber auch bey einem geschickten Gebrauch derselben, diese Seite gegen alle Angriffe sichern, weil es unmöglich ist in Felsen gut angelegte Contraminen zu ruiniren. Kann sie doch ein Belagerer in gewöhnlichem Boden nur mit langer Mühe und viel Kosten und Blut überwältigen. Mitten in dem Fort liegt das Commandantenhaus, ein viereckiges Bombenfrey gewölbtes Gebäude; keine prächtige Wohnung, wie man sich vorstellen kann. Denn bey einer Etage, und den vielen Sachen, die es enthalten muß, kann man leicht denken, daß nicht viel Raum für den Commandanten übrig bleibt, wenn es gleich mit Kellern versehen ist. In der Mitten ist der, wie bey allen solchen Bergschlössern, sehr tief gehende Brunnen. Die Apotheke würde darinnen seyn, nebst vielen andern Bedürfnissen und Vorrath,

rath, wenn das Fort eingeschlossen seyn sollte. Nicht nur dies Haus hat unterirdische Gewölber, sondern auch unter allen Linien der Sternschanze und des Mantels sind dergleichen angelegt, die zur Beherbergung des ganzen Kriegs- und Mundvorraths, und der Besatzung selbst, und zugleich zur Vertheidigung der Graben dienen sollen. Sie sind in der That sehr schön gebauet, aber haben, so wie alle Keller, doch nicht Luft genug; zumal wenn man bedenkt, was alles hinein soll.

Ich habe Ihnen schon gesagt, die Werke auf dem mittlern und untern Absatz des Berges waren noch nicht aus der Erde heraus, da ich in Hameln war. Allein hier ist, was ich von ihrer Anlage theils gesehen, theils gehöret habe. Das mittlere wird das ganze Plateau einnehmen, als welches klein ist. Es wird auch Gewölber unter den Werken haben, und die Wälle werden von Quadersteinen, die Brustwehren aber von Backsteinen gebauet seyn. In diesen Stücken sollen die drey Schanzen einander gleich werden. Nach der Seite vom Fort George bleibt dieses Werk offen; so wie auch die unterste Schanze gegen die mittlere zu offen bleibt. Das ist natürlich: man will den Feind verhindern, wenn er eine etwan eingenommen hätte, sich darin festzusetzen.

Da

Da das unterste Plateau sehr geräumig ist, so sollen die darauf angelegten Werke dasselbe bey weitem nicht ganz einnehmen. Dieserwegen soll auch der Raum vor demselben contraminirt werden, um es in Stand zu setzen eine starke Gegenwehr zu leisten. Es versteht sich, daß, wenn ich sage: sollen, so rede ich von der Zeit, da ich Hameln sah, nemlich vor sechs Jahren; anjetzo ist das alles schon, allem Vermuthen nach, wenigstens größtentheils fertig.

Wenn man die neuen Werke, so wie ich sie beschrieben habe, betrachtet, so findet man gleich, daß alles auf das unterste Plateau ankömmt, als welches allein der Stadt würklich zur Vertheidigung schädlich oder nützlich seyn kann. Es läßt sich aber die untere Staffel des Berges ohne die obere nicht besetzen. Man hat also müssen das Fort George anlegen, ob es schon der Festung Hameln weder schadet noch hilft; um zu verhindern, daß die Werke, die man unten anlegen würde, nicht von obenher eingenommen würden. Und das mittlere für Hameln an sich völlig unnütze Werk, hat auch müssen zur Verbindung des obern Forts mit dem untern erbauet werden, weil sonst ein kühner Feind sich desselben hätte bemächtigen, und von da aus die Vertheidiger des untern Forts vertreiben können. Denn wegen des steilen Ab-

hanges hat das mittelste Plateau vom Feuer des Forts George wenig zu befürchten. Die Werke selbst scheinen gut angelegt, und wegen der Contraminen in Felsen, kann man sie wol für inattakabel ausgeben. Wenigstens würde ein Feind viel Zeit und Mühe daran wenden müssen, wenn er sie mit Gewalt einnehmen wollte. Freylich läßt sich alles leicht und geschwind einnehmen, wenn der Besatzung etwas zur Vertheidigung nöthiges abgeht, oder wenn sie oder ihr Commandeur ihre Schuldigkeit nicht thun; wie das Beyspiel des Fort St. Philipp auf Minorca nun schon zweymal gelehret hat. Aber ich setze das hier nicht voraus, sondern ich nehme an, daß alle Umstände zu einer guten Vertheidigung zusammentreten; alsdenn, sage ich, ist es gewiß ein sehr schweres Unternehmen, die Werke auf dem Klüt durch eine Belagerung zu gewinnen. Nichts desto weniger glaube ich nicht, daß man sehr viel Vortheile davon zu gewarten habe, und daß dieser Bau die großen darauf verwandten Kosten lohne. Hier sind meine Ursachen.

Alle diese Werke können die Einnahme von Hameln selbst nicht um eine Stunde verzögern. Die Stadt muß von der Seite vom Osterthor angegriffen werden. Und es wäre eine absolute Chimere,

mere, wenn man glaubte, daß das Fort George, welches zwar die ganze Gegend sieht, den Bau oder die Wirkung dieser Batterien nur um eine Stunde aufhalten könnte. Denn aus diesem Fort kann auf die Plaine nur das allerunbedeutendste Wurffeuer gemacht werden. Nun kann man allerdings von dem untersten Fort aus die Stadt Hameln zu Pulver schießen, aber was würde eine feindliche Garnison, die sehr sicher in den dortigen geraumigen Casematten läge, aus dem machen, was man der Stadt thäte? Zwar wenn Hameln in feindlichen Händen ist, so entscheidet das freylich die Einnahme von den Klütschanzen ganz und gar nicht. Diese machen eine ganz unabhängige Festung für sich aus. Aber was für eine Festung?

Eine sehr starke, sehr schwer und fast nicht einzunehmende, wird man mir sagen; das mag seyn. Man hört in verschiedenen Ländern von solchen auf Bergen liegenden imprenablen Festungen reden, und der Klüt wird nun mit dem in Sachsen so berühmten Königstein rivalisiren! Aber beide verdienen ihren Ruf in diesem Punkte nur sehr mittelmäßig; und erhalten ihn auch nur von Personen, die keine Kriegskundige sind.

 Diese

Diese wissen nicht, was eine Festung im Kriege ist, und wozu sie dienen soll. In den Fortificationsbüchern wird die Befestigungskunst definirt: eine Wissenschaft einen Ort so einzurichten, daß sich wenige gegen viele darin vertheidigen können. Diese Definition ist an sich ganz richtig, und auch nach derselben könnten der Klüt und Königstein und andre solche Bergschlösser die vollkommensten bekannten Auflösungen des Befestigungsproblems heissen. Aber wozu braucht man Festungen in der Kriegskunst? Wenn man diese Frage aufwirft, so findet man, daß sehr selten das Behaupten des Orts an sich Zweck, sondern fast immer nur Mittel ist. Mittel nemlich, den Feind zu verhindern, etwas zu unternehmen, ehe er diese Festung inne hat, und in der Weile, daß er daran arbeitet sich derselben zu bemächtigen, selbst etwas ihm schädliches vorzunehmen, und wenn es nur wäre eine frische Armee auf die Beine zu bringen, wenn die erste etwa geschlagen ist. Dazu ist aber nothwendig, daß eine Besatzung ziemlich stark sey; damit, wenn der Feind sie zwischen sich und die Gegenden, wo er seine Bedürfnisse herbekommt, lassen wollte; er alsdenn entweder ein so starkes Corps zurücklassen müßte, um die Besatzung im Zaum zu halten, daß er dadurch ansehnlich geschwächt würde: oder zur Sicherheit

seiner Transporte solche Bedeckungen mitgeben müßte, die seine Armee nicht anders als ruiniren könnte. Weil dieß alles nun nicht angeht, so entschließt man sich zur Belagerung, und können sich denn die in der Festung sind, wohl vertheidigen, ist alsdenn der Ort dazu gut angelegt; dann ist er recht nützlich. Eine kleine Besatzung maskirt man aber, ohne dadurch im geringsten geschwächt zu werden, und bey einer Berg- oder Morastfestung am allerleichtesten, wo man nur die wenigen Defilees zu besetzen braucht, wo die Besatzung heraus oder herein kann. Hernach geht man weiter in seinen Operationen.

Das wäre nun gerade der Fall mit dem Klüt und den darauf angelegten Schanzen. Wenn man alles bedenkt, was eine Besatzung zur Vertheidigung und zum Lebensunterhalt braucht; an Laffeten, Stücken, Kugeln, Pulver, Bomben; an Brodt, Mehl, Bier, Brandtewein, Fleisch; an Menschen zur Verpflegung und Versorgung der Streitenden; so sieht man leicht, daß alle Souterrains von den Schanzen nicht 600 Mann an Truppen enthalten können. Will man sie zur Ersparung des Raums mit Schiffskost, Zwieback nemlich, und gesalznem Fleisch, unterhalten,

 so

so werden sich vielleicht ein paar hundert Mann mehr darin zusammenpressen lassen, die aber bald durch Krankheit zur Uebergabe genöthiget seyn werden. Und auch diese wird man mit ein paar Battaillons vollkommen im Zaum halten können. Das wäre ein Dienst, der Ablösungsweise von einer etwas starken Besatzung, die man doch immer in Hameln lassen müßte, mit aller nöthigen Wachsamkeit geschehen könnte.

Zwar würde die Fahrt auf der Weser immer durch die unterste Schanze gesperrt seyn. Allein ich sehe diese Ungelegenheit nicht für so groß an, daß sie das Vordringen einer Armee, die Hameln inne hält, aufhalten könnte. Dieserwegen glaube ich nicht, daß ein Fall wird zu ersinnen seyn, wo diese neuen Werke dem Lande das wieder lohnen werden, was sie ihm kosten. Denn wenn es wahr wäre, daß die Kosten sich jährlich auf 70,000 Thaler belaufen, so beträgt das seit zwanzig Jahren, die man ungefähr daran bauet, eine Million 400,000 Thaler. Ich will indeß glauben, daß die Angabe übertrieben ist; gesetzt aber, es wäre nur eine Million Thaler, so ist auch das schon zu viel für den Vortheil, den man davon erwarten kann, und wenn

man

man auch annähme, welches die vortheilhafteste Voraussetzung ist, daß alle Umstände des vorigen Krieges wieder einträten. Denn es liessen sich sehr mögliche angeben, wo Hameln den Hannöverschen ganz und gar nichts helfen könnte.

Ich will mich damit begnügen, ihnen Hameln unter dem Gesichtspunkte geschildert zu haben, unter dem es mir erschienen ist, da ich es vor sechs Jahren, aufmerksam, aber doch auch flüchtig betrachtete, wie ein Reisender, der keine gar zu große Neugierde darf blicken lassen. Ob man Hannöverscher Seits nicht besser gethan hätte, eine andere Stadt zur Hauptfestung des Landes zu wählen, und welche; und nach welchen Grundsätzen man sie hätte befestigen sollen: das liegt ausser meiner Sphäre; dazu müßte ich die Grundsätze, nach denen deutsche Fürsten bey Anlegung ihrer Festungen zu Werke gehen müssen, auseinander setzen. Ein überkühnes Unternehmen!

Selbst will ich mich nicht darauf einlassen, ob man nicht etwas andres für Hameln hätte thun können. Im Ganzen wol nicht. Aber ob es nicht besser gewesen wäre, das ganze unterste Plateau mit Festungswerken zu besetzen, um im Stande zu seyn, eine weit stärkere Besatzung

darin zu legen, und andre Vortheile zu gewinnen, die wichtiger wären, als die vor dem untersten kleinen Werke angelegten Contraminen, deren Gutes man doch auch damit hätte verbinden können; das ist ein flüchtiger Gedanke, der mir gleich beifiel, den ich aber nicht wagen möchte gegen Ingenieurs zu behaupten, die ihren Plan Monate und Jahre lang haben durchdenken können. Zwar habe ich freylich wol eher gesehen Sachen verderben, um etwas weniger Kosten zu haben, und es wäre möglich, daß man auch hier eine Million unnütz verwendet hätte, um 500,000 Thaler zu sparen; aber es wäre thöricht, dieß auf den Anblick von etlichen Stunden zu behaupten. Ich schließe also mit der Versicherung, daß ich ewig bin 2c.

X.

Krankenwärterinnen = Institut in Manheim.

Von einem sehr merkwürdigen Manne, den ich auf meiner Reise (im Mai 1785) habe kennen lernen, muß ich Ihnen, mein lieber * * etwas umständlicheres sagen. Es ist dies der Hofrath Mai in Manheim *). Sie werden unter mehrern seiner Schriften auch das Lehrbuch für Krankenwärterinnen kennen. Hierüber hörte ich ihn lesen vor alten und jungen Weibern, die sich diesem lästigen aber wohlthätigen Amte gewidmet haben. Seine Deutlichkeit und vorzüglich seine Sorgfalt, die Aufmerksamkeit alter Frauen während einer Stunde zu beschäftigen und zu unterhalten, war in der That hörenswerth. — Noch mehr aber bewunderte ich, wie glücklich er sei-

*) Herr Franz Mai, Doctor der Medicin, Churpfälz. Hofarzt und Medicinalrath, auch (ob er gleich in Manheim lebt) heidelbergischer Professor extraord. der Medicin.

seinen ganzen Plan schon ausgeführt hat, den er sich seit mehrern Jahren vorsetzte. Dieser hatte zum Zweck: theils die dem Arzte oder vielmehr der Gesundheit so oft nachtheiligen Vorurtheile des grosen und kleinen Pöbels auszurotten; theils der geringern Classe des Bürgers eine bessere Pflege in ihren Krankheiten zu verschaffen, und vornemlich die bey dieser Classe vorzüglich häufigen Ursachen der schleichenden Krankheiten zu heben. Das erstere zu erreichen, soll jenes Lehrbuch dienen, und die ganze Bildung der Krankenwärterinnen; unter welchen, wie er mir sagte, er schon sehr geschickte und brave Leute hat. Das letztere, das von weit größerm Umfang ist, hat ihn außerordentlich viel Mühe gekostet.

Die geringern Handwerker, die nur jeden Tag von ihrem täglichen Gewinste leben, können unmöglich während ihrer Krankheit, wo sie nicht einmal so viel haben, um ihre geringsten Bedürfnisse zu befriedigen, sich noch obendrein eine Krankenwärterin halten; gesetzt auch, daß der Arzt Gefühl genug hat, sie umsonst zu besuchen. Die Folge davon ist: daß sie schlecht gepflegt werden, in unreiner Luft, übertrie-

triebener Hitze, u. s. w. liegen, kurz, daß ungeachtet der Geschicklichkeit des Arztes die Krankheit doppelt so heftig, als sie sonst gewesen wäre, wird, oder wol gar die armen Leute hinrafft. Dies zu verhindern, hat er eine ziemlich ansehnliche Summe zusammen zu bringen gewußt, von deren Zinsen die Krankenwärterinnen bezahlt werden; und um bessere Ordnung unter diesen zu halten, hat er ihnen bestimmte Strafen auferlegt, im Fall die armen Kranken über sie klagen, und es ihnen zugleich zur Pflicht gemacht, immer nach 24 Stunden genau zu rapportiren, wie sich der Kranke während der Zeit befunden hat. Auf diese Art hat er viele Leute geschwinde geheilt, statt daß ihm ehemals in den nämlichen Krankheiten die Menschen schaarenweise hinstarben.

Aber nun war noch ein wesentlicher Punct übrig. Die meisten armen Leute pflegen gleich nach der Krankheit die nämliche Lebensart wieder anzutreten, die sie vor derselben bey gesundem Leben führten, und die nämliche schlechte Nahrung zu genießen; woraus eben die häufigen schleichenden Krankheiten bey dieser Classe von Menschen entstehen. Es mußte also noch

für

für die Diät der Reconvalescenten gesorgt werden; und auch dazu dienten ihm die Zinsen jenes erwähnten Capitals. Aber bald bemerkte er, daß die Leute, statt das Geld an Fleisch und überhaupt gesunde Nahrung anzuwenden, es in Caffe und Thee versoffen. Daher hat er jetzt angefangen, ihnen gedruckte, mit dem Datum versehene, und von ihm unterzeichnete Scheine zu geben, auf deren Vorzeigung sie beim Fleischer eine bestimmte Portion Fleisch täglich bekommen. Und so ist es auch mit den übrigen Speisen.

Noch etwas fehlt, um die Ausführung seines Plans vollkommen zu machen: eine Anstalt, die, wie die Hofapotheke in Berlin, den Armen auf das unterschriebene Recept eines jeden approbirten Arztes die Arzneien umsonst liefert. An der Errichtung derselben arbeitet er, und hofft, wie er mir sagte, daß auch dies ihm gelingen wird.

XI.

Vom Herzogthume Braunschweig.

(Aus einem Schreiben aus Braunschweig, im Jahr 1781.)

Die betrübnißvolle Erinnerung an unsern unvergeßlichen Herzog Carl, einen der gütigsten, besten Fürsten, die Deutschland und Europa jemals gehabt haben, der uns am 26sten März vorigen Jahrs durch den Tod entrissen wurde, wird durch die weise und gnädige Regierung unsers neuen Fürsten ungemein vermindert. Wer kannte unsern jetzigen Herzog nicht längst schon als einen großen Prinzen? Aber als einen gütigen Regenten lernten wir ihn erst vollkommen kennen, da er Vater des Vaterlandes wurde. Als ein solcher zeigt er sich in allem, und nun eben so gütig, als vormals groß, oder, richtiger gesagt, er verbindet nunmehr die Güte des Regenten mit der Größe und Weisheit des Prinzen. Alle Bedienten sind in ihren Stellen bestätigt, die Pensionen und Gnadengehalte des verstorbenen Herzogs gehen unvermindert fort, ver-

schiedne Personen haben neue Gnadenbezeigungen durch vermehrtes Gehalt, oder Titel, bekommen. Niemand, der bey ihm etwas zu suchen hat, darf abgewiesen werden, und die Collegia seines Landes erhält er in steter Aufmerksamkeit. Der vormalige Hofstaat ist etwas eingeschränkter, und überhaupt herrscht eine genauere Oeconomie, die nun schon fast von dem ganzen Lande nachgeahmt wird. Sie würden sich wundern, wenn Sie aus ihrem, dem Luxus noch so ergebnen, ** zu uns nach Braunschweig kämen, und die Frugalität und Sparsamkeit von uns in Kleidung und Lebensart sähen. Einige Personen klagen zwar darüber, und meynen, daß dadurch, und durch die, zur geschwindern Abbezahlung der Landesschulden, auswärts geschickte Summen, nicht genug Geld in Umlauf käme, und die Nahrung geschwächt würde. Allein es ist auch gewiß, daß viel Geld im Lande bleibt, das sonst für auswärtige Mittel des Luxus weggehen würde.

Wenn wir so fortfahren, wie bisher, so werden wir in wenigen Jahren, wo nicht ganz, doch größtentheils, schuldenfrey seyn. Im Jahre 1770 hatten wir auf sieben Millionen Reichsthaler Schulden, und unser Credit fing an zu wanken. Einige holländische Creditoren ließen sogar gegen baare Bezahlung einige Procent fallen,

len, wobey ein hiesiger reicher Kaufmann sich guten Vortheil zu machen wußte, und seinen Patriotismus belohnt bekam. Der damals gehaltne Landtag sorgte doch bald für mehrern Credit und Abbezahlung der Schulden. Die Auflagen sind nicht groß, aber sie drücken doch sehr, weil sie so eingerichtet sind, daß sie den armen Mann fast in gleichem Maaße mit dem reichen treffen. So giebt z. E. der erste Minister monatlich einen Groschen Kopfgeld, und der dürftige Taglöhner, der kaum das Leben erhalten kann, muß eben so viel geben. Inzwischen waren von unsern Schulden schon 1779 weit über zwey Millionen Reichsthaler abgezahlt, welches gewiß für unser Land sehr viel ist.

Man rechnet die gewöhnlichen jährlichen Einkünfte in allem, herzogliche und landschaftliche zusammen, über 1, 500, 000 Reichsthaler. Die Domänen, oder eigentlichen herzoglichen Einkünfte, die von den landschaftlichen verschieden sind, betragen sehr viel, und sind vielleicht mit die reichsten unter allen fürstlichen in Deutschland. Dieß kommt daher, daß sehr wenig ansäßiger Adel im Lande ist, die besten adlichen Familien ausgestorben, und ihre Güter der herzoglichen Kammer anheim gefallen sind. Es sind jetzt etwa drey oder höchstens vier wirklich reiche

Edelleute noch im Lande, davon der eine auch ohne männliche Erben ist, der übrige wenige Adel ist nicht begütert.

Außer diesen den Herzogen heimgefallenen Gütern, aus welchen große Pachtungen oder Aemter geworden sind, haben die braunschweigischen Fürsten durch die reichen eingezogenen Klostergüter ihre Einkünfte ausnehmend vermehrt. Man rechnet, daß nach Abzug aller Ausgaben an Besoldungen u. s. w. dem Herzoge jährlich zu eigner Disposition über 300,000 Rthlr. übrig bleiben. Unsre Münze schlägt jährlich über eine Million Thaler an Gold- und Silberstücken, wovon der Schlagschatz dem Fürsten auch viel einbringt. Die Messen bringen ebenfalls viel ein. Vor einigen Jahren rechnete man die blos dem Herzoge zuständigen Einkünfte von einer Messe über 30,000 Rthlr. Die Salzwerke in unserm Lande bringen auch dem Herzoge, durch innerliche Consumtion und Ausfuhr, beträchtliche Summen ein. Jetzo kommen noch jährlich für die nach America geschickten Truppen ansehnliche Subsidiengelder ein, welche besonders die Kriegscasse, die sonst große Schulden hatte, in sehr gute Umstände versetzt haben.

Die

Die Anzahl der Einwohner der sämmtlichen hiesigen Lande wird Ihnen aus Herrn Professor Schlözers Briefwechsel bekannt seyn. Nicht sowol der Landtag, sondern die auf demselben beschloßne Capitation verursachte die Zählung. Die angegebene Zahl aber ist richtig, soviel ich von Männern, die es genau wissen konnten, erfahren habe. Wenn man nun, wie mich noch neulichst ein in dieser Sache glaubwürdiger Mann versicherte, den Flächeninhalt unsrer sämmtlichen Lande zu 94 Quadratmeilen anschlagen kann, so kommen etwa, da die ganze Volksmenge 166, 340 Menschen ausmacht, im Durchschnitt gerechnet, 1769 Menschen auf die Quadratmeile. Andre wollen nur 80 Quadratmeilen, oder gar noch weniger, annehmen. Freilich sind, wie allenthalben, nicht alle Gegenden auf gleiche Art bevölkert, wie auch die von Herrn Schlözer angegebene Liste beweist. Der wolfenbüttelsche District, der zu 71, 619 Menschen angegeben ist, hat nicht allein wegen der beiden größten Städte Braunschweig und Wolfenbüttel, sondern auch wegen der Nahrung und des Bodens, die mehrste Bevölkerung. Die Volksmenge in der Stadt Braunschweig selbst, hat sich seit 1773, da sie noch 22, 385 Menschen betrug, ziemlich vermindert, und rechnet man jetzo noch nicht volle 20, 000 Menschen darinnen.

Der Ertrag des Ackerbaues ist, wenigstens in dem wolfenbüttelschen und schöningenschen Districte, zur jährlichen Consumtion nicht zureichend, die benachbarten preußischen Provinzen müssen uns das mangelnde liefern. Noch weniger ist die Viehzucht den Bedürfnissen angemessen, welches von der Vernachläßigung der Weide, auch mit von der ehmaligen, noch nicht wieder ersetzten, Hornviehseuche, herkommt. Es gehen auf 200,000 Thaler für ausländische, vornemlich hollsteinische und irländische Butter und Käse aus dem Lande. Sonst wurde auch viel fremdes Rindvieh geschlachtet, welches aber nachgelassen hat.

Ausser der bekannten fürstenberger Porcellänfabrike, die aber nicht mehr so einträglich ist, da jetzt allenthalben Porcellän, und an den meisten Oertern besseres gemacht wird, und die sich nur noch durch die Wohlfeile ihrer Preise erhält, und ausser der Spiegelfabrik im grünen Plane giebt es hier eben keine interessante Fabriken, obgleich viele dergleichen existiren. Eine Menge ehedem gemachter Versuche sind nicht geglückt, und unser Land kann auch wol nicht, aus mancherley Gründen, ein starkes Fabrikenland werden. An der Weser gedeihen dergleichen Anstalten noch am besten.

Der Flachsbau und das Garnspinnen sind für uns ein höchstbeträchtliches Gewerbe. Jährlich geht für beynahe 2 Millionen Thaler Garn aus dem Lande, über Braunschweig nach Hamburg, Holland, Großbritanien, worunter auch verschiedenes preußisches Garn ist. Dieser Nahrungszweig enthält eine große Menge Menschen. Man sollte glauben, daß es vortheilhafter wäre, das Garn zu weben, und als Leinwand zu verkaufen, allein theils fehlt es an Arbeitsleuten, theils würde bey der Arbeit nicht soviel gewonnen werden, da der Garnhandel seinen bestimmten Ausweg hat, und der Leinwandhandel nicht an dessen Stelle treten könnte.

Herr Schlözer giebt in seiner Liste die Zahl der Hausstellen zu 23,706 an. Ich zweifle nicht, daß sie richtig ist. Der in der allgemeinen Brand-Assecurations-Societät angegebene Werth der Häuser und Gebäude beträgt 15,423,675 Reichsthaler. Es sind aber manche Häuser über ihren Werth angesetzt, weil dieß den Eigenthümern frey stand, und sie thaten es, um desto leichter auf ihre Häuser borgen zu können.

Die Geschäfte der braunschweiger Messen betragen von jeder, vornemlich der Sommermesse, wenn sie nicht ganz schlecht ist, über eine Million

Reichsthaler. Dieses ist gewiß einer unsrer vornehmsten Segensquellen, und die sich auch immer noch recht gut erhalten hat.

Die sonst so beträchtliche Nahrung vom Bierbrauen, des Ducksteins in Königslutter, und der Mumme hier in Braunschweig, hat so abgenommen, daß man sie mit den vorigen Zeiten gar nicht vergleichen kann, bleibt aber doch immer noch ein guter Artikel des Vertriebs. Die Handlung, ausser den Meßgeschäften, ist unerheblich. Eine Wohlthat für die Stadt Braunschweig ist die Hofhaltung des Herzogs Ferdinand, dieses so gütigen, großmüthigen und mildthätigen Fürsten, der unendlich viel Gutes thut, und, wie er verdient, allgemein angebetet wird.

Vielleicht kann ich Ihnen künftig noch mehrere detaillirte Nachrichten von unserm Lande melden. Vorjetzt will ich diese Zuschrift nicht weiter durch umständlichere Anmerkungen, wobey ich zu weitläuftig seyn müßte, verlängern.

XII.

XII.

Über den vermeyntlichen Volksmangel in Hollstein und dessen angegebene Ursachen.

Aus dem Hollsteinischen, im Sept. 1781.

Der Herr Professor Fabricius, in Kiel, behauptet in seiner Schrift von der Volksvermehrung, insonderheit in Dännemark, dieses Reich sey schlecht bevölkert, und besonders

„fehle es Schleswig und Hollstein so sehr „an Einwohnern, daß fast kein Land in Eu„ropa, welches einigermaßen fruchtbar, „eine so geringe Menge Menschen im „Bauernstande habe, als diese beiden Für„stenthümer.„

In wie weit dieses von Dännemark und Schleswig gegründet sey, werden diejenigen am richtigsten beurtheilen können, die diese beiden Länder genauer kennen *). In Ansehung Hollsteins ist diese

*) Wenn man das 5te Stück, Monat May, des politischen Journals, S. 426. 427. nachsehen will; so wird man darüber hinreichende Nachricht finden. Wo es heißt: nach einer im Jahre 1769 angestellten Zählung, und darauf begründeten genauen Berechnung, kommen in Hollstein 1377 Menschen auf eine Quadratmeile.

diese Behauptung wenigstens übertrieben. Auch wird man die Leibeigenschaft und die Größe der Bauergüter nicht für die beiden eigentlichen und vornehmsten Ursachen eines Volksmangels halten können, weil derjenige District in Hollstein, worin die mehresten Leibeigenen, und die wenigsten in kleine Besitzungen vertheilte Bauerhöfe anzutreffen sind, nicht schlecht bevölkert ist.

Um dieses überzeugend darzuthun, wird es nöthig seyn, die verschiedenen Gegenden in Hollstein mit wenigen Worten zu beschreiben.

Die Marschländer an der Nordsee und Elbe sind ihrer außerordentlichen Fruchtbarkeit halber bekannt; und es dürfte darin kaum eine Quadratruthe Landes zu finden seyn, die nicht genutzet wird.

Mitten im Lande, an beiden Seiten der Heerstraße von Rendsburg über Neumünster und Bramstedt nach Hamburg, ist der Boden theils von mittelmäßiger Güte, theils würklich schlecht. Hier siehet man verschiedene nicht cultivirte Heiden, deren Anzahl und Größe jedoch, durch die auch in diesen Gegenden seit einigen Jahren vorgenommene Einkoppelung der Ländereyen, schon sehr vermindert ist.

Der dritte District an der Ostsee zwischen Kiel und Lübeck, der den Theil vom Herzogthum Hollstein, welcher Wagrien genannt wird, mit in sich fasset, und worin die mehrsten adelichen Güter gelegen sind, hat größtentheils einen fruchtbaren Boden, wenigstens findet man keine ungenutzte Heiden darin.

So sind die, in Absicht der Fruchtbarkeit, so sehr verschiedenen Gegenden in Hollstein beschaffen.

Ueber die Bevölkerung und Wirthschaft in den Marschen hat der Herr Fabricius sich nicht insbesondere geäußert. Wahrscheinlich werden ihm die vielen vortreflichen Viehweiden und die größtentheils ansehnlichen Bauerhöfe nicht gefallen. Erstere würden auch allerdings sowol in den Marschen, als in einer jeden andern Gegend zu tadeln seyn, wenn man sie aus keiner bessern Ursache beybehielte, als um, wie der Herr Fabricius irrig muthmaßet, die Arbeit der Beackerung daran zu ersparen. Und was die Verkleinerung der Marschhöfe betrift: so ist der davon zu erwartende Vortheil zu sehr ein Problem, und dieser Vorschlag in der Ausführung mit zu vielen Schwierigkeiten verknüpft, als daß hierin vor der Hand eine Veränderung zu wünschen

oder zu erwarten seyn sollte. Genug, daß der Tadel eines Volksmangels die Marschen am wenigsten treffen kann.

Der mittlere District in Hollstein würde der volkreichste seyn müssen, wenn Freyheit und Eigenthum und zertheilte Höfe eine starke Bevölkerung veranlaßten. Hier sind die Einwohner, die Untergehörigen einiger wenigen adelichen Güter ausgenommen, so frey als in den Marschen. Man hat ganze, halbe, viertel, achtel, zwölftel Hufen und noch kleinere Stellen. Bey allen diesen, nach der Meynung des Herrn Fabricius, die Volksvermehrung vorzüglich begünstigenden Umständen, ist dennoch dieser mittlere Theil von Hollstein gerade am wenigsten bevölkert. In diesem, und nicht in den beiden Gegenden an den Meeren, finden sich Heiden und unangebauete Ländereyen. Sollte nicht hieraus folgen, daß unter andern die Fruchtbarkeit des Bodens weit größern Einfluß auf die Bevölkerung habe, als jene gerügten Umstände, und daß ganz andere Vorschläge erforderlich sind, die Volksmenge in Hollstein zu vermehren, als die Aufhebung der Leibeigenschaft und die Verkleinerung der Bauerhöfe? Auch die Behauptung, daß die versäumte Cultur eines guten Bodens, Heide hervorbringe, ist der Erfahrung entgegen. Man lasse einen

Marsch-

Marsch, oder andern guten Weizenboden Jahrhunderte ohne Cultur, und beweide ihn bloß; er wird keine Heide erzeugen. Ja man pflanze Heide mit der größten Sorgfalt auf den fettesten Marschgrund: sie wird in diesem Boden so wenig gedeyen, als der Hering in einem hollsteinischen Karpfenteich. Wenn sich also auch Spuren finden, daß ein Theil der gegenwärtigen Heiden in Hollstein vormalen beackert gewesen: so beweiset dies mehr, daß der Bauer, der sie vor vielen Jahren pflügte, es nicht vortheilhaft gefunden habe, ihre Cultur, durch Anwendung der nöthigen Düngung, die er seinen nahe gelegenen Aeckern entziehen müssen, fortzusetzen, als daß man daraus sollte folgern können, diese jetzigen Heiden wären fruchtbare Aecker gewesen, und blos durch unterbliebene Cultur, wegen Mangel der Bevölkerung verödet, oder wie der Herr Fabricius glaubt, durch die lange darauf gewachsene Heide fast gänzlich ihrer fruchtbaren Theile beraubet.

Was den dritten District in Hollstein, nemlich die Gegend an der Ostsee, betrift: so liegen, wie bereits erwähnet ist, darin die mehresten adelichen Güter, und in allen diesen Gütern fehlet es den Untergehörigen an Freyheit, wiewol gar nicht zu behaupten ist, daß es ihnen durchaus

an Eigenthum fehle. Die Beyspiele sind in Hollstein nicht so gar selten, daß Leibeigene hundert, ja tausend Reichsthaler und drüber im Vermögen und zinsbar belegt haben – daß leibeigene Hufner eigenthümliches angekauftes Land auf benachbarten Feldern, und die leibeigenen verheyratheten Knechte in manchen Gütern eigenthümliche Kathen oder Wohnungen besitzen. An demjenigen Vermögen, was die Leibeigenen in Hollstein durch ihren Fleiß, oder sonst auf eine redliche Art zu erlangen Gelegenheit gehabt haben, wird der Gutsherr nie einen Anspruch machen. Dennoch ist der hollsteinische Gutsuntergehörige nicht, wie der Herr Fabricius dafür zu halten scheinet, erst vom dritten Jahre seines Alters, sondern von seiner Geburt an, leibeigen, und so nennet man ihn auch in Hollstein ohne Complimente. Diese Leibeigenschaft giebt dem Gutsherrn jedoch kein Recht, mit seinen Untergehörigen zu machen, was er will; sondern die Wirkungen der Leibeigenschaft bestehen vornemlich darin, daß diese Leute ohne Einwilligung ihres Herrn aus dem Gute, wozu sie gehören, sich nicht entfernen, und ohne dessen Genehmigung nicht heyrathen oder ein Handwerk erlernen dürfen. Will der Gutsherr Hofdienste von seinen Untergehörigen fordern: so muß er ihnen eine Hufe mit so vielen Ländereyen übergeben, als zum Unterhalt des Bauern mit seiner Familie,

wie

wie auch der Dienstboten und Gespanne, die er zum Hofdienst und zu Bestreitung seiner eigenen Arbeit halten, lohnen und beköstigen muß, erforderlich sind. Schränkt der Gutsherr ihn zu sehr ein: so muß er sich gefallen lassen, wenn der Bauer dasjenige vom Hofe holet, was ihm fehlet. Hat der leibeigene Hufener Unglücksfälle: so treffen diese seinen Herrn, der ihn mit allen unentbehrlichen Dingen, die er etwa verlohren hat, wieder versehen muß. Die verheyratheten Knechte so wol, als die jungen Leute beiderley Geschlechts, müssen freilich im Gute bleiben, und dienen oder arbeiten, wenn man ihrer bedarf; sie werden aber als Dienstboten oder Tagelöhner beköstiget und gelohnet, oder für ihre Arbeit bezahlet.

Weder Vögte noch Verwalter werden ihnen hart begegnen, wenn sie ihre Arbeit gehörig verrichten, oder sonst nicht widerspenstig sind. Für Abgelebte oder Unvermögende sowol als für verwaisete Kinder wird gesorget. Sie erhalten Kleidung und Unterhalt. Nach der Gewohnheit der Güter und der Denkungsart des Gutsherrn, ist der Zustand der Leibeigenen und ihre Versorgung zwar verschieden; doch fehlet es ihnen nicht an nothdürftigem Unterhalte, und es ist eine sehr seltene Erscheinung einen Leibeigenen betteln zu sehen.

hen. Sollte unter diesen Umständen das Schicksal der Leibeigenen in Hollstein überhaupt so traurig seyn, als es oft geschildert wird – und würden, wenn dieses wäre, die Fälle, daß freygebohrne Leute sich zu leibeigen ergeben, nicht weit seltner seyn, als sie würklich sind? Es ist nicht zu leugnen, daß dann und wann Leibeigene davonlaufen; eben so gewiß ist es aber auch, daß der größte Theil dieser Ausreisser Taugenichte sind, die die Arbeit scheuen, oder sich eines Verbrechens schuldig gemacht haben.

Manche kommen auch zurück, wenn sie finden, daß sie an andern Orten ebenfalls arbeiten müssen, und mehrere würden sich wieder einstellen, wenn nicht die Furcht vor Strafe oder andere Umstände sie davon abhielten. Doch genug von der Leibeigenschaft in Hollstein, die an und für sich zwar ihre Beschwerden hat, am wenigsten aber für die Ursache eines Volksmangels geachtet werden kann. Wer sich ohne Vorurtheile in den Dorfschaften umsiehet, die von Leibeigenen bewohnet werden, wird sich bald von dem Gegentheil überzeugen – und wo findet man wenigere Hagestolzen und veraltete Mädchen, als unter den Leibeigenen? Fast möchte in ganz Hollstein kaum ein Beyspiel davon aufzustellen seyn.

Von dem vorerwähnten District an der Ostsee kann man mit der größten Gewißheit behaupten, daß er ziemlich stark und ungleich stärker bevölkert sey, als jene von freyen Unterthanen bewohnte Gegenden mitten im Lande. Daß dieses mehr als eine gewagte Muthmaßung sey, davon mag folgende Nachricht von einem kleinen Bezirk zum Beweise dienen, obgleich andere Gegenden an der Ostsee noch mehrere Einwohner haben dürften.

Das sogenannte Land, Oldenburg in Wagrien, zwischen den Städten Oldenburg und Heiligenhafen, der Insel Femern gegen über, ist etwa anderthalb Meilen lang, und im Durchschnitt eine Meile breit. Darin liegen, außer den genannten beiden kleinen Städten, elf adeliche Güter und vier Meyerhöfe. Die Güter sind von der Größe, daß die jährlichen Revenüen von jedem im Durchschnitt zwischen drey und vier tausend Reichsthaler, und von jedem Meyerhof auf tausend Reichsthaler und drüber mit Gewißheit gerechnet werden können. Zu diesen Gütern gehören zwey adeliche Kirchdörfer, wovon eins stark bewohnt ist, imgleichen vier und zwanzig mit Leibeigenen bewohnte Dorfschaften; auch sind überdem noch vierzehn freye Dörfer in diesem Ländchen, die einzeln liegenden Häuser ungerechnet.

Ein Bezirk von etwa anderthalb Quadratmeilen, der so viele Ortschaften in sich fasset, wird ohnfehlbar für gut angebauet und stark bevölkert geachtet werden müssen. Und dennoch sind zwey Drittheile der Dorfschaften mit Leibeigenen bewohnet – die Güter und Meyerhöfe beträchtlich und die Bauerhöfe selbst nicht klein. Was folgt hieraus? – daß die Leibeigenschaft und die Größe der Bauergüter keine würkliche, am wenigsten aber die eigentlichen und vornehmsten Hindernisse der Volksvermehrung sind, daß, wenn in Hollstein die Volksmenge nicht so groß ist, als sie seyn könnte, dieses durch andere Ursachen veranlasset, und durch andere Mittel, als die Abschaffung der Leibeigenschaft, und Zertheilung oder Verkleinerung der Bauerhöfe, in die Wege gerichtet werden müsse, und – daß das Herzogthum Hollstein nicht so schlecht bevölkert sey, als der Herr Professor Fabricius vorgiebt.

XIII.

XIII.

Authentische Nachricht vom Activhandel in Schlesien, königlich=preußischen Antheils, im Jahr 1782.

1) Unterschiedene Leinwande, von rohen, weißen, bunten und gedruckten Sorten. Ferner bunte Schleyer, Battiste, Parchente, gezogenes Tisch- und Bettzeug ꝛc. welches in allen Sorten verfertiget wird, und die stärkste Branche des Activhandels ausmacht.

2) Rohe und weiße Garne und Zwirne, ob sie schon zu den oben genannten Manufacturen in Menge verbraucht werden, sind doch noch ein ansehnlicher Theil des Activhandels: und sie werden auf den größten Handelsplätzen Deutschlands gesucht.

3) Tücher, von der Güte zu acht Groschen die Elle, bis drey Reichsthaler. Alsdenn Boie, Flanelle und Fries. Diese Waaren werden in Schlesien in Menge verfertiget; und machen die zweyte Branche des Schlesischen Activhandels aus, welcher mit dem Leinwandhandel um den Vorzug streitet.

4) Die ganz- und halbwollene Zeuge: besonders Cron- und Halbrasche; alle Sorten von Sommerzeugen, nach verschiedener Güte und Farbe.

5) Strümpfe von allen Sorten: gestrickt und gewebt von Wolle, Garn und Zwirn; des-

gleichen Hüte von Castor bis zum Commißhut, machen nach den Zeugfabriken ebenfalls einen Theil des Activhandels aus.

6) Wolle: der Schlesische Stein von vier bis zu zehn Reichsthaler; wird in Menge zu vorstehenden drey Abtheilungen gebraucht: und doch bleibt noch ein ziemlicher Theil zum Schlesischen Activhandel übrig.

7) Die Färberröthe und Krappe behaupten hier ebenfalls einen ansehnlichen Platz: und es wird von diesen Farbmaterialien, nach Abzug der Consumtion im Lande ein ansehnliches Quantum verführt und stark gesucht.

8) Das Stab- und anderes Nutzholz, ist bisher ebenfalls ein starker Zweig des Activhandels, obgleich die innere Landesconsumtion selbst vieles erfordert.

9) Getreide und andere Victualien werden größtentheils von den Einwohnern verbraucht. Doch gehet auch Getreide, besonders auf der Oder, ausser Landes.

10) Die Eisenhämmer und Messingwerke behaupten unter den Mineralien einen ansehnlichen Rang beym Schlesischen Activhandel: dergestalt, daß nach Abzug der Landesconsumtion vieles ausser Land gehet.

11) Kupfer und Zinn sind wenig: doch treten die blaue Farbe und Victriolwerke dem Activhandel zu.

12) Steinkohlen sind, ohnerachtet der innern Consumtion schon ziemlich in den Rang des Activhandels eingetreten, und dis Mineral wird stark genützt.

13) Galmey und Arsenicum sind schon längst ein nützlicher Gegenstand des Activhandels.

14) Fayence von unterschiedlichen Sorten, Gläser und Tobakspfeifen, nehmen nach Abzug der Consumtion hier einen ziemlichen Platz ein.

15) Rohe und ausgearbeitete Leder, vermehren den Schlesischen Activhandel.

Alle diese vorstehende Branchen finden die erste Materie zu ihren Producten im Lande, welche, indem sie verfeinert wird, mehr als die Hälfte der Einwohner beschäftiget, und Geld in das Land ziehet.

Hierauf kommen die naturalisirten Fabriken in Betrachtung, von welchen zum Activhandel in Schlesien vorzüglich dienen:

1) Die nützliche Türkisch-Garn-Fabrike, und besonders die Baumwollen-Spinnereyen;

welche schon über die Landesconsumtion einen starken Zweig des Activhandels ausmachen.

2) Die Cattun- und Zitzweberenen, welche ihren Ueberfluß schon ausser Landes senden.

3) Die Cattun-Druckerenen; welche zwar nicht wie die rohe Waare ausser Landes gehen, doch aber sich dem Activhandel nähern.

4) Die Ganz- und Halb-Seidenmanufacturen; welche durch die gehörige Aufmunterung zum Seidenbau, nach hingelegter Kindheit, ebenfalls eine Anlage zum Activhandel erhalten.

5) Die Breslauer Zucker-Raffinerie; behauptet schon einen Rang.

6) Desgleichen die Nehnadelfabrik und die Drathwerke *).

XIV.

*) Sollten wir diese Fabriken nicht zur ersten Classe zählen, da sie die erste Materie im Lande finden?

XIV.

Über den Schlesischen Leinwandhandel und Manufacturen*).

(Im Jahr 1783.)

*) Die Wichtigkeit des Gegenstandes für jede Regierungspolitik, der gegenwärtige Zeitpunct, welcher dem Handel überhaupt, und besonders dem wegen America so interessanten Leinwandhandel eine Revolution droht, die nur kluge Regierungsanstalten zum Besten ihrer Länder zu nutzen vermögend sind, und die ungemeine und ausführliche Gründlichkeit dieses Aufsatzes von einem alten Kenner und erfahrnen Negotianten, scheinen uns diese Abhandlung eben so erheblich zu machen, als irgend einen Artikel von Reiseschilderungen schöner Gegenden u. d. gl.

Kaum war ich einige Monate in Schlesien ansäßig, als ich verschiedne Fehler in den Leinwandfabriken bemerkte. Einer der ersten war, daß die Weber ihre Leinwand der Länge nach doppelt gefalten, alsdenn in runde Bältchen $\frac{3}{4}$ Ellen breit aufgerollt, feste mit einem Faden zugeheftet, und mit einem Stricke umbunden zum Verkauf auf den Markt brachten. Auf die Art konnte der Käufer nur den Umschlag, an beiden Seiten die Mitte, und die Leiste zwey Finger breit besichtigen, ohne die innern Fehler zu bemerken. Zufolge der Leinwands-Verordnung hatte der Weber Erlaubniß, den Umschlag mit feinerm Garn zu beschiessen, so daß dem äussern Ansehn nach die Leinwand 10 Procent besser schien, als würklich der innere Theil war. So nachtheilig auch dieser Fehler war, wurde solcher doch von dem Kaufmann gut geheissen, weil er gleichfalls die Vortheile dieser Zubereitungsart der Leinwand zu benutzen wußte. Ich stellte dem *** diesen Fehler vor, und that den Vorschlag, daß es besser wäre, die Leinwand als ein Buch von dem Weber

ber dem Käufer vorlegen zu lassen, damit dieser sie von Falte zu Falte durchblättern und die Fehler entdecken könnte. Mein Vorschlag wurde angenommen, und der Minister gab alsobald Befehl, daß bey Strafe der Confiscation ein jeder Weber sein Schock Leinwand in Form eines Buches legen sollte, welches zugleich noch den großen Vortheil hatte, daß die Leinwand besser gemacht wurde.

Ich hörte die Weber beständig klagen, daß das Garn nicht allein schlecht gesponnen, sondern auch in der Maaße zu kurz wäre, so daß ihnen öftrer am Schußgarn im Gebinde von 20 Faden, 2 bis 10 Faden fehlten. Sie wollten gerne zufrieden seyn, wenn nur 2 Faden überhaupt am Gebind fehlten, da aber das Stück 240 Gebind hält, so sind 24 Gebind am Stücke zu wenig, und wenn das Stück Garn 15 Gr. kostet, so ist der Verlust an demselben $1\frac{1}{2}$ Gr. nun aber müssen sie 6 Stück Schußgarn zu einem Schock Leinwand haben, folglich ist der Schade 9 Gr. Wenn nun das Schock Leinwand 6 Rthlr. gilt, so wird solche durch diesen unbemerkten Fehler 5 p. C. theurer, als wenn die Maaße des Garns richtig wäre.

Der

Der Spinner beklagt sich, daß der Landmann und die Landherrschaften ihm den Flachs gegenwärtig Pfundweise verkauften, und, um demselben mehr Gewicht zu geben, ihn nicht genug schwindelten, so daß er statt des Flachses Abfall und Unreinigkeiten kaufen, und daher aus Noth das Garn kürzer machen müßte. Ehedem, sagte er, hätte er den Flachs Klobenweise gekauft, und sowol bessern Flachs als auch besser Gewicht gehabt.

Zur Examination der Leinwand in Absicht ihrer Güte und des Längenmaaßes sind auf den Dörfern Leinwandweber als Stempelmeister angesetzt, die jedes Stück Leinwand besichtigen und alsdann Stempel und Ellenmaaß auf dasselbe setzen müssen, wofür sie von dem Weber einen Creutzer erhalten. Diese Einrichtung würde freilich sehr vortheilhaft seyn, wenn sie nur befolgt würde. Allein wie kann man dies von einem gemeinen einfältigen Mann erwarten, dessen Vater und Mutter, Bruder und Schwester, Verwandte und Bekannte insgesamt Leinweber sind? Diese versichern ihn, daß ihre Leinwand von erforderlicher Güte und richtigem Maaße sey, er glaubt ihnen, und setzt Stempel und Maaßangabe getrost darauf. Deshalb findet man beständig das Ellenmaaß zu kurz und die Qualität der Leinwand

wand tadelhaft. Ueberdem brauchen viele Weber falsche Blätter, um die Würfe zu ersparen, und verfälschen dadurch die Qualität der Leinwand. Diesen Fehler sollte der Stempelmeister gleichfalls untersuchen, welches aber nicht geschieht.

Mit der Garnsammlung verfährt man nicht weniger unordentlich und unvortheilhaft. Erstlich geht das Garn durch die Hände des kleinen Sammlers in die des Garnmannes; und dieser verkauft es an den Garnhändler, so daß jedes Stück 2 bis 3 Gr. theurer wird. Die Herren Kaufmanns-Aeltesten haben lange diesen Fehler bemerkt, und in ihren Acten angezeigt, wodurch er aber bisher noch nicht unterdrückt worden, obgleich die Leinwand dadurch um 10 p. C. vertheuret wird.

Es geschieht sehr oft, daß in zwey auf einander folgenden Jahren die Flachserndte mißräth, alsdann ist auf einmal Mangel an Flachs, wiewol noch hie und da im Lande einiger Vorrath steckt. Aus Mangel an gehörigen Vorkehrungen steigen die Preise desselben unglaublich, wodurch die Handlung nothwendig sehr leidet. Zum Beweise will ich hier die Garnpreise vom Jahr 1772 und 1776 anführen. In dem erstern Jahre galt das ordinäre Schußgarn 21 Rthlr., das mittlere

lere 24, und das Wurftgarn 26 Rthlr. im letztern hingegen das ordinaire Schußgarn 26, das mittlere 30 und das Wurft-Garn 35 Rthlr. folglich war das ordinaire Schußgarn $23\frac{17}{21}$ p. C. die mittlere Sorte 25 p. C. und das Wurftgarn $34\frac{15}{26}$ p. C. theurer als im Jahre 1772. Dieser Fall ereignet sich öfterer, da ihm indeß durch gute Verfügungen könnte vorgebeugt werden, wodurch das allgemeine Staatsinteresse und besonders die Handlung viel gewinnen würden. Das einzige Mittel, diesen Schaden abzukehren, wäre die Errichtung von Garn- und Flachsmagazinen. Dieses wichtige Project habe ich mit vielen Sachkundigen überlegt, und die dabey vorfallenden Schwierigkeiten dargestellt, worunter aber keine einzige die Ausführung desselben hindern würde. Die dazu nöthigen Kosten habe ich gleichfalls berechnet, und die Mittel dazu stehen in der königl. preußischen Bank in Berlin bereit.

Um einen gewissen Grund zu legen, setze ich fest, daß ein Jahr durchs andere 450,000 Schock Leinwand und Schleyer aus Schlesien exportirt werden. Hierzu werden überhaupt etwas mehr oder weniger als 5,400,000 Stück Garn erfordert. Wie schon oben bemerkt, betragen sich die Unkosten des Garnsammlens 2 bis 3 Gr. aufs Stück, allein um sie indeß nicht zu hoch zu taxiren,

 wollen

wollen wir nur 2 Gr. annehmen. Diese betrügen jährlich 360,000 Rthlr. Von dieser Summe müssen wir $1\frac{1}{2}$ Kr. für das Sammeln des Garns und die Lieferung desselben ins Magazin abziehen, jährlich 90,000 Rthlr.; für die Salarien der im Flachs- und Garn-Magazine sämtlich Employrten 50,000 Rthlr. Total 140,000 Rthlr. es bliebe also ein Ueberschuß von 220,000 Rthlr.

Wir wollen annehmen, daß 6 generale Flachs- und Garn-Magazine erbaut würden, jedes zu 8000 Rthlr. –

Total-Summe	48000 Rthlr.
Ferner 12 kleine, jedes 4000 Rthlr.	48000 –
Capital zur Sortirung der Hauptmagazine mit Flachs und Garn, jedes ohngefähr 20,000 Rthlr.	120,000 –
Capital für 12 kleine Magazine, jedes 10,000 Rthlr.	120,000 –
	336,000 Rthlr.

Wir

Wir wollen ferner auch annehmen, daß man diese Summe 4 Jahr zu 5 pr. C. verzinsen müßte, ehe man durch die Einkünfte der Magazine in Stand gesetzt würde, das Capital abzutragen, so betrügen die Interessen	67,200 Rthlr.
	403,200 Rthlr.

Wir supponiren weiter, daß zwey Jahr erfordert würden, die Magazine zu bauen und zu sortiren, und daß nur erst im dritten Jahre der Anfang mit der Flachs- und Garn-Auslieferung könnte gemacht werden, so würde man am Ende des vierten Jahres schon ein Capital von 440,000 Rthlr. erübriget haben, und folglich im Stande seyn, noch eine Summe von 36,800 Rthlr. übrig zu behalten. Würde diese Oeconomie nun noch 4 Jahre continuirt, so sammlete man ein Capital von 916,800 Rthlr. welches hinlänglich wäre, mehr Magazine zu bauen, und einen beständigen Vorrath von Flachs und Garn zu haben, und ein beständiges Gleichgewicht in der Fabrike und Handlung zu erhalten. Vielleicht wird diese Idee manchem unkundigen Kaufmann nicht

gefallen, weil er seine bisherigen Geheimnisse und Kenntnisse im Ankaufe dadurch derangirt glaubt, allein nach reiflicher gehöriger Ueberlegung wird er finden, daß er sich geirret.

Vernünftige werden einsehen, daß obige Calculation nur general ist, um den Nutzen und zugleich die Möglichkeit solcher Etablissements darzustellen. Hunderttausend Reichsthaler mehr oder weniger sind bey einer solchen Unternehmung keine Sache von Belang, und Personen, die dergleichen Projecte machen, und zum voraus mit Groschen und Pfennigen rechnen, kann man sicher für halbe Betrüger halten.

Aus den vielfachen Vortheilen eines solchen Etablissements will ich nur folgende anführen:

1) Durch dasselbe bekäme der Edelmann und Landmann einen gewissen Absatz seines Flachses und gewissen Preis dafür. Es könnte nemlich ein fixirter Preisdurchschnitt von 6 Jahren mit ihm gemacht, und eine bestimmte vierteljährige Flachs-Ablieferung mit ihm bedungen werden.

2) Da ausser den privilegirten Sammlern für die Magazine niemand Garn sammlen dürfte,

so

so würde dadurch auf einmal aller Contrebande-handel gehindert, und die königlichen Einkünfte vermehrt.

3) Die privilegirten Garnsammler, denen gewisse Dörfer für ihre Sammlung angewiesen, sollten alle kleine Flachsdepots aus den Magazinen in ihren Häusern haben, damit der Spinner, wenn er sein Garn zum Verkaufe bringt, theils Geld, theils Flachs zur Bezahlung erhalten könne.

4) Durch diese Maxime würde der Spinner genöthigt, sowol gutes Garn als auch richtiges Maaß zu liefern, weil der Garnsammler kein untaugliches Garn nehmen dürfte, indem er bey der Ablieferung an die Magazine für die Qualität des Garns haften muß.

5) Hierdurch erhielte der Weber gutes Garn und zu billigem Preise, und würde dadurch in den Stand gesetzt, gute Leinwand zu fabriciren. Um ihn hierzu anzuhalten, sollten

6) bey jedem Garn-Magazine Meßanstalten angelegt werden, wo die Leinwand von königlichen Bedienten gemessen und untersucht würde. Im Fall einer Maaß-Unrichtigkeit oder Mangel

an gehöriger Güte der Leinwand, müßte der Weber gestraft werden.

7) Dem armen Weber, der jetzt das Garn beym Gärnhändler erborgen, und für seinen Credit 1 bis 2 Gr. bezahlen muß, sollte das zu einem Schock Leinwand nöthige Garn aus dem Magazine creditirt werden, bis er aus dem Verkaufe seiner Leinwand die Schuld bezahlen könnte. Auf die Art könnte er seine Familie so gut unterhalten, wie der bemittelte Weber. Im Fall der Nichtbezahlung würde er so lange ins Verbesserungshaus gesetzt werden, bis er durch Weben seine Schuld abverdient.

8) Sollte alles Garn ohne Unterschied durch die Sammler in die Magazine geliefert werden. Der Ueberfluß und der billige Preiß des Garns würde zur Verfertigung neuer Sorten von Leinwand Anlaß geben, und zugleich den Absatz der bekannten Sorten vergrößern. Durch die Fabricirung von einem Schock Leinwand gewinnet das Land für Weber-Lohn, Bleiche und Zubereitung 2 Rthlr. 10 Gr. wenn aber dieselbe Quantität Garn ausgeschickt wird, so hat der König nur 8 Gr. für Zoll-Abgaben. Sollte aber

9) mehr Garn in den Magazinen vorräthig seyn, als in den Fabriken consumirt wird, alsdenn müßte die Ausfuhr desselben erlaubt seyn, nachdem vorhero die Magazin-Unkosten abgezogen.

Es ist bereits oben angezeigt worden, wie der Mangel an Flachs das Garn von einer Zeit zur andern vertheuert hat. Wir wollen auch nun einmal darthun, wenn man die Mittelpreise des Garns gegen den höchsten rechnet, welchen Effect solche im Preise der Leinwand verursacht haben.

Im Jahr 1772 kostete das Garn zu einem Schock Leinwand von

5½ Stück Garn zur Wurfte 16 Gr. pr. Stück	2 Rthlr.		18 Gr.
6½ Stück Schußgarn 12 Gr. pr. St.	2	-	18 -
Weberlohn	1	-	4 -
	Summe 6 Rthlr.		20 Gr.

1777 kostete das Garn zu einem Schock Leinwand von $5\frac{1}{2}$ Stück Garn zur Wurfte, 20 Gr. pr. Stück	3 Rthlr.	20 Gr.	– –
$6\frac{1}{2}$ St Schußgarn 15 Gr. pr. St.	3 –	7 –	6 Pf.
Weberlohn	1 –	4 –	– –
Summe	8 Rthlr.	7 Gr.	6 Pf.

Diese Berechnung beweiset, daß das Schock Leinwand im Jahr 1777 um 1 Rthlr. 11 Gr. 6 Pf. netto 21 pr. C. theurer war als 1772.

Ich lege meine Gedanken dem Urtheile unpartheyischer und einsichtsvoller Männer dar, ob es nicht vortheilhaft sey, solche Einrichtungen zu verfügen, wodurch Flachs und Garn beständig in einem billigen Preise stehen würden, wie es allein und am sichersten durch meine obigen vorgeschlagenen Magazinerrichtungen geschehen könnte. Es würde zu weitläuftig werden, alle die Gründe für diesen Vorschlag anzuführen, die noch beigefüget werden könnten.

Schle-

Schlesien hat gegenwärtig gefährliche Nebenbuhler im Leinwandhandel, welche vor 40 Jahren kaum existirten. England und Portugall, welche vor einigen Jahren den größten Theil der schlesischen Leinwand consumirten, haben jetzt ihre Fabriken in Schottland und Irland. Im October 1771 legte Irland den Etat der Leinewand, so in dem Jahre verfertigt worden, dem englischen Parlamente vor, und solcher betrug 12 Millionen 900,000 Rthlr. Schottland hatte über 3,600,000 Rthlr. gezogen. Portugall bringt jährlich einige Schiffsladungen von Flachs aus der Ostsee, von welchem es über 1,500,000 Rthlr. Leinwand fabricirt. England giebt für die Schott- und Irländische Leinwand auf die Sorte von 4 Gr. 16⅔ p. C. und auf die Sorte von 5 bis 8 Gr. 25 p. C. Exportationsprämien. Von dem Anwachse der Leinewandfabriken in Rußland, Braband und Frankreich will ich nicht einmal Meldung thun, da das bereits angeführte hinlänglich beweiset, wie höchst nöthig es ist, daß Schlesien, Mähren, Böhmen und Sachsen, welche man wegen ihrer Lage als Associirte im Leinwandhandel ansehen kann, alle ihre Aufmerksamkeit darauf verwenden, so gute und wohlfeile Leinwand zu verfertigen, als obige Nationen, denn derjenige, welcher nach der

Qualität die wohlfeilste Waare auf den Markt bringt, hat den größten Absatz. Und wann war es nöthiger, auf diesen wichtigen Gegenstand, der viele Millionen beträgt, die genaueste Aufmerksamkeit zu verwenden, als jetzt, beim Friedensschlusse, und bey den neuen Aussichten nach Nord- und Südamerica?

XV.

XV.

Authentischer Bericht

von

dem neusten Zustande der Manufacturen in der Provinz Neumark.

Auch die Provinz Neumark, befindet sich, so wie alle Länder des Königs von Preussen, in einem blühenden Zustande. Sie ist topographisch in die ursprünglichen und in die einverleibten Kreise eingetheilt.

Die ursprünglichen haben wieder die Abtheilung in die vordere und in die hintere Kreise. In diesen Kreisen sind 39 Städte, 32 Cämmereyen, 19 königliche Aemter, 864⅓ Dörfer und Colonien, 359 Wassermühlen, 124 Windmühlen, 99 Schneidemühlen, 20 Oehlmühlen, 23 Lohmühlen, 35 Walkmühlen, 11 Papiermühlen, 87 Ziegeleien, 4 Eisenwerke, 1 Kupferhammer, 7 Glashütten, 1 Alaunwerk, und 38, 883 Häuser. Die Volksmenge dieser Provinz beträgt, außer den in Reihe und Glied stehenden Soldaten 245, 787 Seelen *).

Diese

*) Diese Angabe ist Actenmäßig und vom Jahr 1781. Man kann nach selbiger, zu Seite 40 der vortreflichen Topographie der Mark Brandenburg, von dem berühmten Herrn Oberconsistorialrath Büsching, Berlin 1775. 4. einige Zusätze beifügen.

Diese Provinz hatte in dem siebenjährigen Kriege ungemein viel gelitten; sie ist aber nach dem Hubertsburger Frieden, vom Jahr 1763, wieder in einen blühendern Zustand gesetzt worden, als jemals. Dies ist ein redender Beweis von der unermüdeten Aufsicht der Neumärkischen königlichen Kriegs- und Domainencammer zu Cüstrin; so wie ihres verdienstvollen Präsidenten, des Grafen von Logau. Manufacturen sind in dieser Provinz 1) die wollenen Manufacturen. Der Artikel von wollenen Tüchern verbessert sich ungemein; sowol in der Anzahl, als auch in der innern Güte. Zu dieser Verbesserung hat seit einigen Jahren ungemein viel beygetragen: die Einführung der Spinnerey auf großen Rädern nach Schlesischer Art. Die Tücher werden hiedurch viel feiner, nnd fallen mehr in das Auge. Die Fabricanten sehen immer mehr den Vortheil davon ein, und empfinden ihn auch, bey einem viel stärkern Absatz als jemals. Der Absatz der feinen Tücher und der von der mittlern Gattung, gehet auf den Messen zu Frankfurt an der Oder, Leipzig, Braunschweig und Magdeburg, nach Frankfurt am Mayn; und von da weiter in das deutsche Reich. Die mittel und ordinairen Tücher gehen stark nach Rostock und Lübeck. Zwischen den Messen wird fast eine noch stärkere Anzahl Tücher, auf gemachte Bestellung, nach gedachten

dachten Oertern, ferner auch nach Königsberg zum auswärtigen Debit versendet.

Die Fabriken von andern wollenen Zeugen, an Calamanken, Cammelotten, Sergen sind in der Neumark nicht so stark. Von den angesetzten 94 gangbaren Stühlen, hält die zu Landsberg im Jahre 1765 angelegte Fabrik jetzo 41 Stühle in Betrieb. Die Waaren gerathen derselben sowol im Zuge selbst, als auch in den Farben und der Appretur sehr gut, und sie finden bey Ausländern theils auf den Messen, theils durch Bestellung guten Absatz. Es würde diese Fabrik sich noch mehr heben, wenn Leute von Vermögen solche übernähmen. Wollene Mützen und Strümpfe werden in verschiedenen Städten der Provinz zusammen auf 42 Stühlen gemacht. Inzwischen bleibt die Fabricatur von dieser Waare sehr mäßig. Denn die Tuchfabriken nehmen das meiste Gespinst weg, und ausserdem haben die großen Strumpf-Fabriken in den königlichen Ländern, schon ihre Kundschaft in der Provinz ausgebreitet und gegründet. Von allen diesen Fabriken sind in der Neumark: gangbare Weber-Stühle, von Tuch 1711, von Zeug, Calamank, Camlott, Sergen 94; von Strümpfen und Mützen 42; mithin in allem, wollene Weber-Stühle 1847. Die Anzahl der sämtlichen Arbeiter

beiter mit Einschluß der Spinner besteht in 6067. Diese hatten im Jahre 1780 für 672,270 Reichsthaler Waaren fabricirt, und zwar im Lande für 399,410; ausserhalb der königlichen Länder aber für 272,860 Reichsthaler abgesetzt.

2) Baumwollene Fabriken sind zu Königsberg und Landsberg von Leuten, welche aus Erfurth in das Land gezogen sind, errichtet. Selbige sind aber noch nicht sehr weit gekommen. Die Ursache ist, weil es den Entrepenneurs nicht möglich gewesen ist, die zu dieser Art Waaren erforderliche Baumwollen-Spinnerey bey den Leuten hiesiger Gegenden einzuführen *). Diese sind an

*) Man sollte nur in den Provinzen Spinnhäuser aufbauen; und in diesen alle müßige Hände zu beschäftigen suchen. Es wird auch eine große Anzahl armer, alter und schwacher Personen von den milden Beyträgen der Einwohner und von Legaten erhalten. Unter diesen befinden sich, bey zehn Personen, gewiß acht, die noch spinnen können. Alle diese müßige Personen könnten eine verhältnißmäßige Anzahl Fäden, nicht viel, für jeden Groschen liefern, den sie aus den Armengeldern erhielten. Und da man ihnen ihre Spinnereien bezahlen würde, so könnten sie sich nicht beklagen. Man müßte kleine Prämien, durch Zu-

an das Wollen- und Linnengespinnst gewöhnt, und verlangen daher für das Garn ein hohes Spin-

Zulage einiger Pfennige wöchentlich, oder Groschen monatlich, den Fleißigen bewilligen. Die Einrichtung in den Spinnhäusern müßte überhaupt nach sehr billigen Grundsätzen gemacht werden. Die alte Frau, der alte Mann, welche jetzt nichts thun, und betteln gehen, würden in einer solchen Anstalt sehr leicht täglich einige hundert Fäden spinnen können. Auch hier müßte man durch kleine Prämien, durchaus nicht mit Strenge, seinen Zweck zu erreichen suchen. Man müßte überhaupt allen Bettlern, die besonders den Landleuten gar sehr beschwerlich fallen, dergleichen Beschäftigung geben: und dagegen vom Bürger und Bauer eine Kleinigkeit monatlich zur Unterhaltung der Spinnhäuser einfordern. Welches jeder gern geben würde, wenn er von Bettlern nicht ferner geplagt würde; aus denen so leicht Diebe und schädliche Menschen werden. Man sehe die Münchebürger Geschichte! Hätten diese Leute in einem Spinnhause Beschäftigung gehabt; so würden sie nicht seyn unter dem Galgen begraben worden. Und da es überhaupt an Spinnern fehlt, verdient dieser Gedanke große Beherzigung. In einem wohl eingerichteten Staat sollten billig keine Müßiggänger und Bettler geduldet werden, die dem Fleißigen

Spinnerlohn. Es kann daher mit diesen Waaren gegen die ausländischen klaren und Nesseltücher nicht gleicher Preis gehalten werden. Jedoch ist Hoffnung, daß diese kleine Fabriken nunmehr eher aufkommen werden, nachdem vor einiger Zeit die fremden $\frac{5}{4}$ breiten Nesseltücher zum Debit innerhalb Landes sind verboten worden. Die Anzahl der gangbaren Stühle von klarem und Nesseltuch ist drey, von Strümpfen, Mützen, und Handschuh sechse, also in allem Baumwollene Weberstühle neune. Arbeiter mit Einschluß der Spinner sind sechs und sechzig. Diese hatten im Jahr 1780 für 1193 Thlr. Waaren fabricirt, und für 897 Thlr. im Lande, für 296 Thlr. aber ausserhalb verkauft. Ueberhaupt wird es schwer halten, in hiesiger Provinz noch andere Fabriken, welche Spinnereyen nöthig haben, mit gutem Erfolge zu gründen, weil die ausgebreitete Tuchfabrik der Provinz. so wie einige Berlinische Fabricanten schon alle diejenigen Menschen, welche zu spinnen gewohnt sind, beschäftigen.

3) Leinewandsfabriken. Auf den meisten Weberstühlen wird nur das vom Landmanne ihnen zu-

zur Last fallen. Der König, welcher so großmüthig und väterlich viele Tausende zur Bequemlichkeit und zum Nutzen seiner Unterthanen verbaut, würde auch ganz gewiß die Spinnhäuser erbauen lassen.

zugebrachte Garn für Lohn gearbeitet, indessen sind 220 Stühle, welche Waaren zum Verkauf arbeiten. Diese befinden sich in der Stadt Cotbus und auf den dortigen Kreisdörfern, und verfertigen jährlich für 19,662 Thlr. Leinewand, die theils zu Cotbus von Färbern zu couleurter oder steifer Leinewand, theils roh verkauft wird. Diese Fabrik würde in kurzer Zeit fast aus sich selbst in große Aufnahme kommen können; weil der Flachsbau, und dessen Spinnerey sowol im Cotbußischen Kreise als auch in der benachbarten Sächsischen Niederlaußnitz stark getrieben wird. Nur fehlt es den Cottbußischen Webern an Absatz für alle Waaren, die sie machen könnten. Denn die Leinewandshändler in den benachbarten Sächsischen Städten haben sich sogar des Handels auf den Frankfurther Messen, und großer Lieferungen nach Berlin zu bemeistern gewußt. Sie geben vor, daß sie die Leinewand im Cotbußischen Kreise, welcher mit Sächsischen Dörfern vermischt ist, erkauft haben; erschleichen auf bloße Certificate der Schulzen den Stempel bey der Accise, da denn die Waaren als inländisch paßiren. Dieses würde durch ein Verboth, solche als inländisch vorgezeigte Leinewand nicht mehr stempeln zu dürfen, vermieden, und dadurch die Leinewandfabricatur in der Stadt Cotbus und in dem Cotbußischen Kreise außerordentlich vergrößert werden.

 In

In dem Jahr 1780 waren gangbare Leinweberstühle von ordinairer Leinwand 969, von Linnendamast 6; Arbeiter mit Einschluß der Spinner 895; diese hatten verfertiget für 32, 899 Thlr., und im Lande für 30, 713 Thlr., außerhalb Landes für 2186 Thlr. debitiret.

4) Die Lederfabriken. Sie bestehen in der Provinz zur Zeit nur aus einzeln in den Städten befindlichen Loh- und Weißgärbereien; bey welchen sich jedoch die Besitzer vortreflich nähren. Ins Große zu gehen hat keiner hinlängliches Vermögen, weil dieses Gewerbe einen starken Geldverlag zur Anschaffung der ersten Materialien erfordert. Nützlich würde es für selbige seyn, wenn auf die aus Polen eingekaufte rohe Häute die Accise- und Zollfreiheit bewilliget würde. Die Anzahl der sämmtlichen Arbeiter, welche Loh- und weiß- gahrgemachte Sachen anfertigen, waren im Jahre 1780. 126; diese hatten für 51, 579 Reichsthaler, und zwar 40, 390 Rthlr. im Lande, 11189 Thlr. außerhalb Landes abgesetzt.

XVI.

Triester Handel, Schiffarth und Waarenzug.

(Im Jahr 1781.)

Folgende Nachrichten von der Schiffahrt und dem Handel von Triest zu Wasser und zu Lande sind eben so zuverläßig und sicher, als genau und umständlich. Man braucht wol keine Anmerkung darüber zu lesen, um die Wichtigkeit und Merkwürdigkeit dieser Handlung, in mehr als einem Betrachte, gewahr zu werden.

Vom 1sten November 1779 bis 31sten October 1780 sind zu Triest eingelaufen 5,191 Schiffe von allen Gattungen, und aus diesem Hafen abgesegelt 5,206 Schiffe. Die Ladungen der erstern bestunden in 45,447 Tonnen, der letztern in 36,568 Tonnen.

Vom 1sten Januar bis 31sten December 1780 waren, dem gedruckten Portate zufolge, 867 beträchtliche Fahrzeuge in den Hafen zu Triest eingelaufen. Darunter waren 379 Venetianer, 171 Nationalen, 109 Päbstliche, 106 Neapolitaner, 46 Türken und Griechen, 18 Genueser, 13 Ragusaner, 10 Holländer, 8 Dänen, 5 Schweden, 2 Maltheser.

Die Anzahl der Schiffe also, und auch die Menge der Ladung war um ein beträchtliches geringer, als im Jahre 1779, theils wegen des geringen Getreidehandels, theils weil der Seekrieg, der ungemein vertheuerten Schiffsfrachten und Assecuranzen wegen, dem Landtransporte, zu nicht geringem Nachtheile der Schiffahrt, vor derselben einen Vorzug gab; dennoch zeigt sich bey dem Ertrage der Triester Hafen-Gefälle einige Vermehrung gegen das Jahr 1779.

Der ganze Waarenzug in dem zurückgelegten 1780sten Militair-Jahre läßt sich in folgende 3 Hauptrubriken theilen:

1) Die

1) Die Ausfuhr oder Versendung zu Lande angekommener Waaren über See betrug einen Capital-Werth von 6 Mill. 822,041 Guld.

2) Die zur See eingeführten, und größtentheils über Land versendeten Waaren betrugen 5 Mill. 697,512 Guld.

3) Der Capital-Werth jener Waaren, welcher zur See eingeführt, und durch den nämlichen Weg wieder ausgeführt worden, mithin Gegenstände der Wieder-Ausfuhr, oder des Niederlags-Handels (Commerce d'Economie) gewesen, belief sich auf 2 Mill. 754,567 Guld.

Total-Summe 15 Mill. 274,120 Guld.

Diese Total-Summe war um 1 Million 321,740, insbesondre aber der Capital-Werth der Wieder-

Ausfuhr um 230, 136 Gulden beträchtlicher, als im Jahre 1779.

Die erste unter obigen drey Nummern besteht meistentheils in Natur- und Kunst-Erzeugnissen der K. K. Erblande, wie denn die Rubrik Bergwerks-Producte allein mehr als 2 Millionen; die Rubrik Toback über 500,000 Gulden; die Glaswaaren mehr denn 400,000 Gulden; die Pottasche über 370,000 Gulden ausmachten. Die Leinwandel, worunter aber viele Schlesische und Sächsische begriffen, betrugen einen Werth von mehr denn 1 Million, 900,000 Gulden.

Die vornehmsten Artikel der 2ten Rubrik, nemlich die Importen, waren Baumöl, um mehr als 1 Million 200 000 Gulden; rohe und gesponnene Baumwolle um 550,000 fl.; Thee um 499,000 fl.; Zucker um 360,600 fl.; achtzehn Gattungen von verschiedenen Früchten, um 332,000 fl.

Die vornehmsten Artikel der dritten Rubrik, nemlich des Niederlagshandels, waren Weizen, Reis, Baumwolle, Zucker, Baumöl, Koffee u. s. w.

Was

Was den Waarenzug zu Lande anbetrift, so sind an die 27,000 Centner mehr Güter im vorigen Jahre 1780 von Triest über Land versendet, und zu Lande anhero geführt worden, als im Jahre 1779. Auf der Steyerschen Straße über Laibach hat die Zufuhre sowol als die Versendung ansehnlich zugenommen. Auf der Villacher Straße nach Salzburg, Tyrol, und ins Reich, hat allein die Versendung um 12,000 Centner zugenommen. Bey der Zufuhr aber äusserte sich eine Abnahme von mehr als 19,000 Centnern, welches um desto merkwürdiger ist, da bereits in dem Jahre 1779 der Waarenzug über diese Straße nach Triest um 14,000 Centner geringer ausgefallen als im Jahre 1778.

Die aus den Zollregistern vierteljährig gezogen werdende Mercantil-Tabellen über den Waarenzug zu Lande, geben ebenfalls bey den vornehmsten Rubriken der Durchfuhr, der Einfuhr und Ausfuhr, eine nicht unbeträchtliche Vermehrung des Handels an.

Allen diesen aus den Registern des Haven-Amts, des Sanitäts-Magistrats, des Güterbestäters und des Mauth-Amts eingesammelten Thatsachen zufolge, ist der beträchtliche Anwachs

des Triester Handels in dem 1780sten Jahre unleugbar. Es ist dieser Anwachs beyläufig einem Capital-Werth von mehr denn 1 Million 200,000 Gulden, und einem Gewichte von mehr als 27000 Centnern gleich gewesen. Diese Bemerkung ist um desto wichtiger, da sich im Jahre 1779 bereits ein gleicher Zuwachs des Triester Waarenzuges gegen das Jahr 1778 erwiesen.

Da in dem gegenwärtigen Seekriege der sichern neutralen Flaggen so wenig sind, so ist die Anfrage nach der von den kriegführenden Mächten mit besondrer Rücksicht behandelt werdenden K. K. Flagge sehr häufig geworden, und dieser glückliche Zufall kann den Flor unsers mit der vortheilhaftesten Lage für den ausgebreitetsten Ein- und Ausfuhr-Handel gesegneten Handelsplatzes und Seehavens noch mehr befördern, sobald durch die standhaften Maaßregeln unsers für die Glückseligkeit aller seiner Unterthanen unablässig besorgten Monarchen der National-Flagge die gebührende Achtung und Sicherheit von Seiten der africanischen Cantons auf beständig versichert seyn wird. Triest, am 30sten Jul. 1781.

XVII.

Etwas über den Handel in den Oesterreichschen deutschen Provinzen und in Hungarn.

Von einem Oesterreichischen Patrioten *).

---

*) Dieser Aufsatz ist uns zugeschickt worden, ohne daß sich der Verfasser genannt hat. Wir werden bey Einrückung anonymischer Aufsätze immer höchst vorsichtig seyn. Da dieser Aufsatz aber durch die angeführten Beweise und Thatsachen, viel Gepräge der Wahrheit an sich zu haben scheint; so haben wir dem Ansuchen des Verfassers nicht entgegen seyn können; und drucken ihn hier ab. Uebrigens nehmen wir am ganzen Aufsatz keinen Antheil.

Unser Handel, worunter ich die Ausfuhr unserer rohen und verarbeiteten Landesproducte meyne, ist noch weit zurück. Noch treiben die Oesterreichischen Provinzen einen Paßivhandel: und wir beeifern uns lange nicht so, wie wir sollten und könnten, unsere Handlungsbilanz mit den Ausländern einigermaßen ins Gleichgewicht zu bringen.

Wenn Oesterreich nicht reiche Bergwerke besäße, so würden wir schon längst die nachtheiligsten Folgen von unserm Verkehr mit dem Ausländer erfahren haben. Wir lassen alle Jahre große Summen baar Geld den Ausländern zufließen: an dessen Statt wir, wenn der Ausfuhrhandel besser befördert und getrieben würde, mit Landesproducten bezahlen könnten. Wir ziehen eine ungeheure Menge ausländischer Waaren.

In den Oesterreichischen Staaten kommt, an Zoll und Mauth, für eingehende Waaren, jährlich gegen drey Millionen Gulden ein. Hierbey ist die besondere Accise nicht mitgerechnet.

Was

Was für eine erstaunliche Summe baar Geld muß also nicht zur Bezahlung dieser ausländischen Güter, dafür aus dem Lande gehen! Wir wollen den höchsten Zollsatz annehmen, den das fremde Gut bezahlt: zwanzig vom Hundert! So müssen für 15 Millionen Waaren eingehen; wenn wir 3 Millionen an Mautgebühr haben wollen. Nun bezahlen aber die wenigsten fremden Güter eine Abgabe von 20 Procent: und wir können sicher 20 Millionen annehmen, die wir den Fremden jährlich zu bezahlen haben. Hierbey habe ich noch gar nicht an die Waaren gedacht, die heimlich eingebracht werden.

Wollen wir also nicht ferner in unserer Handlungsbilanz so erschrecklich verliehren; so müssen wir suchen, für eben die Summe rohe und verarbeitete Landesproducte auszuführen. Dies geschiehet bis jetzt nicht, und es ist sehr zu bedauern, daß man aus Mangel ordentlicher Anstalten und Commercialtabellen, nicht einmal das Ganze übersehen, und beurtheilen kann, wie stark eigentlich unsere Ausfuhr ist.

Ein Glück ist es also für die Oesterreichischen Staaten, daß die reichen Bergwerke desselben, die Monarchie bis jetzt im Stande erhalten haben, diesen nachtheiligen Handel tragen zu können.

In-

Indessen sollten wir doch nicht den Segen des Bergbaues so wegwerfen, sondern durch bessere Cultur des Bodens mehrere Producte zu gewinnen suchen, und durch Verbesserung der Landstraßen und durch Anlegung verschiedener Canäle, wodurch Flüsse vereiniget würden, die Ausfuhr erleichtern. Oesterreich besitzt wirklich hinlängliche Producte, und der Boden ist so ergiebig, daß, wenn wir denken und Hand anlegen wollen, wir die Handlungswaage, wenn auch nicht auf unsre Seite ziehn, doch ins Gleichgewicht bringen können.

Es sind von Zeit zu Zeit Versuche zur Verbesserung unsers Activhandels geschehen. Carl der Sechste glorreichen Andenkens, bemühte sich durch Anlegung der Seehäfen, Triest, Fiume und Porto Re unsern Producten Ausgangscanäle zu verschaffen; und die unvergleichliche Maria Theresia setzte, zu eben dem Endzweck einen eigenen Hof-Commerzienrath nieder. Dieser entdeckte immer zuverläßiger, daß die Oesterreichischen Unterthanen einen fürs Ganze höchst nachtheiligen Handel mit den Ausländern trieben. Und man fing an auf einen Ausfuhrhandel mit Ernst zu denken.

Unter unsern verarbeitenden Producten, welche der Ausländer von uns nahm, waren zwar bis jetzt die Leinewande die ersten Artikel; allein die Linnenfabriken waren, und sind bis jetzt, noch lange nicht in dem Flor, als sie wol seyn könnten. Der einländische Kaufmann, welcher mit fremden Waaren handelte, gab sich auch nicht viel Mühe, seine Schulden mit einländischen Producten zu bezahlen und Fabricate dem Arbeiter abzunehmen. Er handelte nicht nur bequemer, sondern auch sicherer, wenn er mit den für seine fremde Waaren eingenommenen Geldern seine auswärtige Gläubiger befriedigte. Unter 6,000 Häusern, die bey uns *) von der Handlung leben, finden wir kaum 200, welche sich mit dem Ausfuhrhandel beschäftigen. Welche Disproportion zwischen den Importen- und Exportenhändlern! Es kann aber auch wol nicht anders seyn, da die Erfahrung und der Augenschein lehret, daß jene Classe der Kaufleute, vor den Ausfuhrhändlern, mehr gewinne und große Capitale erwerbe. Der Einfuhrhändler erhält seine Waare auf sechs und mehr Monat geborgt, und bezahlt endlich mit dem daraus gelösten Gelde; da im Gegentheil der Exportenhändler auf eine weit

*) Hier meint der Verfasser wol nur die Oesterreichschen Provinzen? A. d. H.

weit längere Zeit seine Waaren verborgen, oder in Commission geben muß.

Der Fabricant also, oder der Kaufmann, der bey den nöthigen Kenntnissen patriotisch genug ist, seine Einsichten und sein Vermögen zum Nutzen seines Wohnlandes, zur Aufmunterung der einländischen Producten anzuwenden, verdient nach meinem Urtheil, gar sehr die Achtung aller seiner Mitbürger, und den Schutz und die Unterstützung der Regierung von allen andern. So wie im Gegentheil der Handelsmann, dessen Beschäftigung es nur ist, seine Mitbürger mit ausländischen Waaren zur Befriedigung des Luxus zu versorgen, genau genommen, dem Staat ein schädlicher Mann ist. Er zieht das Vermögen seines Wohnlandes ganz unmerklich an sich; bezahlt damit zum Theil den Ausländer, und brüstet sich mit dem übrigen. Doch muß ich hier noch einer ebenfalls honorablen Classe von Handelsleuten gedenken, die dem Staat ebenfalls sehr nützlich und nöthig sind: ich meyne diejenigen, welche man zum Theil Transito-Händler nennen sollte. Sie handeln zwar mit fremden Waaren, setzen sie aber mit Vortheil an Ausländer ab, und ziehen dadurch klingende Münze ins Land. Das war eine lange Parenthesis. Sie war zwar hier nicht nothwendig, für meine Landsleute aber

auch nicht ganz überflüßig. Nun wieder zu unserm System.

Durch einen unbegreiflichen Fehlschluß, bey Einrichtung der Mauth und Zölle, hat man dem Ausfuhrhandel die größten Hindernisse in den Weg gelegt. Die Abgaben unter dem Namen Stadt-Mauth, Wagen-Mauth, Pferde-Mauth, Centner-Mauth, Wege-Mauth rc. sind den Fuhrleuten ungemein lästig. Sie legen ihnen bey ihrem Fortkommen unterwegs so viel Hindernisse vor, daß die Geschäfte dadurch nothwendig gehemmt werden müssen. Wenn es so eingerichtet werden könnte – und das ist ja gar nichts unmögliches – daß der Frachtfuhrmann, an dem Ort seiner Abreise, auf einem Brett und mit einemmal, alles bezahlte, was die Regierung aufzulegen für gut findet, so würde der Reisende vielen Plackereyen entgehen.

Unser Hof-Commercienrath hat zwar über so was nachdenken, und auch besonders dahin sehen sollen, mit unsern Nachbarn, und mit den entferntern Nationen, deren Producte unserm Luxus unentbehrlich sind, Handlungsverträge zu errichten. Allein nach allen Folgen scheint er weder gewußt zu haben, was uns fehlt, noch was wir im Ueberfluß besitzen. Und dieses wird

bey

bey Commerz-Collegien immer der Fall seyn, so lange die Fürsten nicht von ihren Grundsätzen zurück kommen, und, anstatt der Edelleute, welche ganz gute Juristen, Theoretiker rc. seyn können, nicht alte rechtschaffene, versuchte Kaufleute zu Präsidenten und Mitgliedern der höhern Commercien-Anstalten machen. Wenn man die Erziehung eines Edelmanns, und besonders eines Jünglings aus dem hohen Adel betrachtet, und sieht, wie entfernt von der Sphäre, in der er einst wirken soll, derselbe erzogen wird; wie er so gar mit Vorurtheilen wider den Handelsstand nur zu oft zufälliger Weise unterhalten und älter wird — wenn man ferner bedenkt: was der künftige Herr Commercien-Präsident für Beschäftigungen auf Academien und auf seinen Reisen hat — so erstaunt man, daß noch immer die Seele der Staaten, ich meyne, die Handlung und Industrie solchen Männern anvertraut wird.

Ich will mir den einsichtsvollsten, redlichsten und unbefangensten Cavalier, oder auch bürgerlichen Cameralisten denken. Nimmermehr wird er, bey aller seiner Forschungsbegier, und bey der anhaltendsten Aufmerksamkeit das Innere des Handels so kennen lernen, als ein gelernter Kaufmann, welcher von der Pike an, und alsdenn in verschiedenen Handelsplätzen, auf man-

cherley Comtoiren gedient hat. Der Kaufmann und der Fabricant bleibt ewig zurückhaltend. So wie der Finanzer den Kaufmann fast beständig aus Einem Gesichtspunkt betrachtet, nemlich aus dem: daß der Kaufmann nur immer auf Ränke denkt – So betrachtet wieder der Kaufmann und der Fabricant und Handelsmann den Finanzer als seinen immerwährenden Feind. Und es bilde sich nur ja kein Chef, oder Commercienpräsident ꝛc. ꝛc. ein, daß ihm der Fabricant und Handelsmann reinen Wein einschenken wird. Ja ich will den Fall annehmen, daß der offenherzigste Kaufmann dem Finanzer von allem Entdeckung macht, und nichts zurückhält; so ist die Sprache des Kaufmanns, (welche immer gewisse maschinenmäßige Kenntnisse voraussetzt) ohne daß er es selbst empfindet, für den Finanzer schon so abstrakt (welches dieser wieder nicht glaubt) und dunkel, daß der Herr Rath oft ganz verkehrte Begriffe sich formirt und schädliche Folgen daraus herleitet. Und wer siehet hier nicht, daß dis alles oft dem allgemeinen Besten ganz entgegengesetzte Maaßregeln hervorbringen muß. Man hört selten, daß Kaufleute, Fuhrleute und Schiffer sich über die Abgaben beschweren. Allein die Art, wie dergleichen Abgaben gemeiniglich eingefordert werden, der Aufhalt, welchen sie den Commercianten verursachen, das ist das schädliche

liche und den Handel zurücksetzende Gift. Wie leicht und einfach könnte dis alles gehoben werden! und selbst die Casse des Landesherrn müßte dabey gewinnen. Wir brauchten fünf Sechstheil weniger Mauthbediente.

Unser Hof-Commercienrath hatte den besten Willen. Allein er bestand fast aus lauter Personen, die keine Kenntniß von Handelssachen hatten, und er tappte im Finstern. Es waren zwar einige Kaufleute als Mitglieder dabey angesetzt. Allein, ohnerachtet der Geringste derselben mehr practische Kenntniß besaß, als das ganze illustre Collegium, so nützte man von allen diesen brauchbaren Mitgliedern nichts, als nur zu Zeiten ein paar Finger ihrer rechten Hand. Das heißt: Sie unterschrieben. Ihre Seele durfte in dem Collegio dieser studierten Herren und Edelleute nicht mitwirken.

Frankreichs Finanzen werden niemals blühender werden, als sie unter der Direction des Banquiers Necker waren. Seine Neider und Feinde haben ihm den Vorwurf machen wollen, daß er wol habe können ohne Appointement dienen, da fast alle Summen, welche der Staat brauchte, als Activa durch seine Privat-Handlungsbücher gingen, und er $\frac{1}{8}$ und $\frac{1}{4}$ gewann.

 Die

Die Thoren haben aber gar nicht eingesehen, daß Frankreich seit der Monarchie noch niemals so billig ist bedient worden. Necker nahm vielleicht $\frac{1}{4}$ vom Hundert, oder auch nur Eins von Tausend, als Banquier; und andere Finanzminister Frankreichs werden um 3 und 4 von Hundert betrogen, ohne daß sie es begreifen, weil sie die Sache nicht eigentlich verstehen. (Daß Lord North einen fallitgewordenen Kaufmann, der ehemals bey der Ostindischen Compagnie stark interessirt war, bey Geldgeschäften zu seinem Mentor hat, der aber nun wieder unter dem Einfluß des Lords fett geworden ist, ist in London eine bekannte Sache.) Wenn Necker in den weit entlegenen Häfen und Provinzen des Reichs und selbst in andern Reichen und Weltgegenden Gelder brauchte; so wußte er es ganz gewiß am wohlfeilsten zu remittiren, und ohne Wechselcourtage und Verlust seine eigene Valuta mit einem ganz kleinen Gewinn auswärts zu nutzen.

Das alles gehört eigentlich nur hieher als Beyspiel, wodurch ich beweisen will, daß weder Geburt noch Universität, weder Reisen noch Wißbegierde uns in den Stand setzen, das wahre Wohl der Staaten zu unterscheiden, und den Nutzen des Fürsten mit dem Wohlstande der Unterthanen zu verbinden. Commerzcollegien müß-

ten nothwendig nur aus Kaufleuten bestehen. Jeder Staat besitzt doch noch immer so viel Redliche, als er dazu bedarf. Allein der Regent muß auch Vorstellungen anhören, und nicht immer augenblickliches großes Plus verlangen. Das ist der Fehler der allermeisten Fürsten. Ich bin keiner von den Misvergnügten im Volk. Ich liebe meinen Herrn und mein Vaterland. Ich befinde mich hier wohl, und habe Vermögen gesammlet. Vaterlandsliebe leitet mich —

Unser Hofcommercienrath kam nicht weit. Die Importhändler, deren Gewinnst nach ihrer Meynung verringert wurde, legten, wo sie nur konnten, Hindernisse in den Weg; und die Fabriken blieben in der Kindheit. Man glaubte endlich, theils durch erhöheten Impost auf die fremden Waaren, und theils durch gänzliches Verbot derselben, den einländischen Fabriken aufzuhelfen. Man erlaubte den Fabricanten, ihre fabricirte Waaren selbst einzeln zu verkaufen; denn bis jetzt (ich schäme mich vor den Ausländern) waren wir noch so einfältig gewesen, ihnen diese Erlaubnis vorzuenthalten. Das gab zu vielem Misvergnügen Anlaß. Die Kaufleute, welche bis jetzt mit fremden Waaren handelten, stellten vor, wie höchst unbillig es sey, daß unsere Einwohner jetzt einländische Fabricate, die so viel schlech-

ter, und dazu noch 20 Procent theurer wären, anstatt der bessern ausländischen Waaren kaufen sollten. Sie hatten aber Unrecht. Und das brachte eine sonderbare Revolution zuwege. Unsere Capitalisten, die bis jetzt gern ihr Geld dem Negotianten gegeben hatten, liehen es den Fabricanten, machten mit diesen vortheilhafte Contracte, verlohren aber am Ende doch, weil die Menge der verfertigten Waaren keine Abnehmer fand. Indessen wurde dadurch die Nation aus ihrem Schlummer geweckt; Handelsgeist und Bestreben zu Unternehmungen wachten auf, und nach genauer Berechnung findet sich doch im Ganzen Vortheil.

Unser Exportenhandel war bis jetzt außer der Leinwand fast ganz auf den Ackerbau und Viehzucht eingeschränkt. Allein die Oesterreichischen Provinzen bringen noch mehr Producte zu einem Ausfuhrhandel hervor, wer nur die natürlichen Reichthümer derselben kennt; als worauf die Regierung aufmerksam seyn muß. Und wenn auch die Oesterreichischen deutschen und Hungarischen Provinzen, in Ansehung ihres Clima und ihrer Lage zum Handel, nicht unter die ersten handelnden Staaten von Europa gehören, so haben wir doch außer den genannten Artikeln noch Glas, Eisen und andere Waaren; und es fehlt

nur

nur an unternehmenden Kaufleuten, hierin fernere und beträchtliche Versuche zu machen.

Das wichtigste Hinderniß unsers Exportenhandels aber, ist erstlich: die vielen Formalitäten und Manipulationen bey den Mautämtern. Die Officianten bey denselben denken nur dazu seyn, dem Commercianten seine Geschäfte zu erschweren und die Einkünfte zu vergrößern. Die Einrichtungen bey den Mautämtern werden durch öftere neue Verordnungen erschwert; wodurch denn oft das Gute, welches durch Jahrelange Mühe in Gang gebracht wurde, oft wieder zerstöhrt wird. Eine solche schädliche Anstalt war die Verordnung, welche mit dem neuen Zolltarif 1775 zugleich erging: nach welcher alle Ausfuhrgüter aufs Zollhaus gebracht, daselbst nachgesehn und versiegelt wurden. Hierdurch wurde die Ausfuhr so gehemmt, daß man den Zwang nach drey Jahren wieder aufheben mußte. Allein damit wurde der Gang des Handels nicht wieder hergestellt. Wenn sich der Käufer einmal weggewöhnt hat, kommt er selten wieder.

Das zweite große Hinderniß für unsern Ausfuhrhandel ist die elende Beschaffenheit der meisten unserer Landstraßen; und besonders in Hungarn. Dadurch wird der Trans-

port

port kostbarer, und somit die Waaren, ehe sie die Ausfuhrhäfen erreichen, weit theurer. Der Centner Tobak, der sechs Gulden kostet, kann aus Hungarn nach Triest nicht unter drey Gulden befördert werden.

Das dritte Hinderniß, wodurch es unsern Fabriken an Capitalien fehlen muß, sind die hohen Zinsen, welche der Staat für seine Schulden bezahlt. Mit Ausgang des Jahrs 1780 hatte der Staat zwar beschlossen, statt der bisherigen vier Procent, nur $3\frac{1}{2}$ zu geben. Allein es würde nöthig seyn, diese Zinsen noch um ein halb Procent herunter zu setzen; und dagegen zu erlauben, daß der Capitalist ein Procent mehr vom Privatgläubiger nehmen dürfe, als jetzt Rechtens erlaubt ist. Hierdurch würden die Fabriken nicht nur mehr Capitalien, sondern die Reichen auch mehr Zinsen erhalten und dadurch größern Aufwand machen können.

Das vierte Hinderniß sind die erstaunend hohen Ausgangszölle, auf eigene Landesproducte. Wenn Hungarische Weine nach fremden Ländern ausgeführt werden, so müssen sie hier, ehe sie über die Grenze des Königreichs kommen, blos an kleinen Gefällen achtzehn Kreuzer für

den

den Eimer bezahlen; und dann durchs Oesterreichische doch noch acht Kreuzer Transitogebühren. So viel müssen sogar die gemeinen Erlauer Weine bezahlen, davon der ganze Eimer zu drey Gulden verkauft wird. Eben diese Weine müssen eine Abgabe von zehn Procent entrichten, wenn sie durch Böhmen gehen. Das ist eine Steuer von 15 und 20 Procent. Hier will ich gar nicht an die üble Einrichtung denken, wodurch diese Weine, wenn sie aus Mangel an Fuhrwerk in einer Stadt länger als drey Tage liegen müssen, die Consumtionssteuer bezahlen müssen! eben so, als wenn der Wein in der Stadt ausgetrunken würde. Und diese Consumtionssteuer beträgt ohngefähr zwey Gulden für den Eimer, wenn auch der Wein nur drey Gulden werth ist. Die Consumtionssteuer erhält auch der Eigenthümer nicht eher wieder zurück, bis er durch Bescheinigung der Gränzmautämter, die er nicht umsonst erhält, beweisen kann, daß der Wein über die Grenze gegangen sey.

Geht der Wein durch Oesterreich ob der Ems; so muß der Ausfuhrhändler, sein Wein gehe zu Wasser oder zu Lande durch, hier noch 24 Kreuzer von jedem Eimer abgeben, und wird überdies gezwungen, eine gleiche Quantität

tät Oesterreicher Weine mit zurückzuführen. Hierdurch wird die Ausfuhr dieses Products noch mehr gehemmt; und wir helfen den rothen Elsasser Weinen auf, die durch unsere gemeine rothe Hungarischen Weine, die wohlfeiler und besser sind, könnten verdrängt werden. Die Ursache und der Grund zu allen diesen Einschränkungen ist der Irrthum, daß durch die leichte Ausfuhr der Hungarischen Weine der Verschleiß der Oesterreichischen Weine leiden würde. Welches aber grundfalsch ist, weil beide Weine und besonders die feinen Hungarischen sich nicht ähnlich sind.

Unsere sogenannte Oesterreichische Patrioten sagen: Warum wollen wir zum Nachtheil der Oesterreichischen Producte die Ausfuhr und den Verkauf der Hungarischen Producte befördern, und so uns schaden? Trägt Hungarn wol so viel zu den baaren Ausgaben des Staats bey, als wir rc.? Leider sagt man das; ohnerachtet es unter uns nicht sollte gehört werden. Wenn auch Hungarn nicht so viel baar Geld hergiebt, so giebt es desto mehr streitbare Mannschaft. Das beweist die Geschichte seit Carl des Sechsten Tode am besten. Und schleppen nicht die Hungarischen Magnaten fast alles baare Geld wieder in unsere Hauptstadt? Als Böhmen im Jahre

re 1772 viel Getreide aus Hungarn zog, und die Hungarischen Edelleute dagegen viel baar Geld erhielten, machten wir im Oesterreichischen die besten Märkte, die wir seit langer Zeit nicht gehabt hatten, und seit dem nicht wieder so gehabt haben.

Bey alledem ist doch auch der Verkauf und die Ausfuhr des Oesterreichischen Weins eben so sehr beschwert. Wenn der Eigenthümer seine Weine zu Markte bringt, und sie in Städte einführt, muß er sogleich 50 Kreuzer Consumtionsaccise für jeden Eimer bezahlen, welche ihm natürlicher Weise wieder zurückgegeben werden sollen, wenn er ihn außer Land verkauft, und die Ausfuhr beweist. Allein er empfängt nur drey Zehntheil zurück, und muß also sieben Zehntheil auf den Verkauf des Weins schlagen; wodurch er natürlicher Weise immer theurer und die Ausfuhr gehemmt wird.

Bis jetzt hatte man das Vorurtheil, daß die Hungarischen Weine sich nicht über See verfahren ließen. Allein die neuesten Versuche widerlegen dies. Die Erfahrungen sind gemacht; daß die Hungarischen Weine über Triest zu Wasser, selbst in der grösten Sommerhitze, nach Holland und Engeland versendet werden können,

ohne

ohne an ihrer Güte das geringste zu verliehren.

Die Ausfuhr des Tobacks ist fast eben solchen Beschwerlichkeiten unterworfen. Der Centner Tobacksblätter, der etwan sechs Gulden am Werth anzuschlagen ist, bezahlt zwar nur in Hungarn zwey Procent, und an Oesterreichischer Transitogebühr nur einen Creutzer. Das ist nicht viel. Allein welchen Formalitäten und Umständen ist nicht der Ausführer unterworfen? Er muß für jeden Centner entweder hundert Gulden deponiren, oder zween Männern, die ihm das Tobaksamt als Wächter aufdringt, und die seinen Wagen bis an die fremde Grenze nicht aus den Augen lassen dürfen, täglich drey Gulden bezahlen.

Die Abgaben auf Hungarisches Getreide betragen bey zwanzig Procent, welche theils in Hungarn selbst, theils in Oesterreich und Steyermark bezahlet werden müssen, ehe es ausgeführt werden kann. Kann bey solchen Einrichtungen wol die Ausfuhr des Weins, Tobaks oder Getreides besser in Gang kommen?

Daß die Ausfuhr der Hasenbälge bey uns verboten ist, ist sehr gerecht; und so auch, daß der

der Ausgangszoll für den Centner ordinaire Wolle drey Gulden beträgt. Bekanntermaaßen werden vortrefliche Hüte in unsern Landen fabricirt; und an Wolle haben wir keinen Ueberfluß.

Wenn hingegen der Centner Unschlitt, welches wir nicht alles consumiren können, und zum Theil verderben muß, drey Gulden, das sind 15 Procent, bezahlen muß: so siehet dieses einem Verbot der Ausfuhr sehr ähnlich; und als wenn man nicht haben wollte, daß wir vom Ausländer etwas gewinnen sollten.

Es wagen jetzt zwar viele Patrioten einen Ausfuhrhandel zu errichten. Die Schiffe, welche aus den Häfen zu Livorno und Triest unsere Fabricate und Producte zu verführen suchen, verdienen den Dank aller guten Bürger des Staats. Einige Hungarn und Handlungs-Compagnien zu Fiume haben angefangen eingesalzenes Ochsen- und Schweinfleisch auszuführen; und dieser neue Handelszweig, wodurch ein Hungarisches Product versilbert wird, ist sehr einträglich. Es sind schon einige Ladungen abgegangen, und es ist noch Vorrath vorhanden.

Unterm 8ten Februar 1782 ist durch ein k. k. Hofdecret bekanntgemacht worden: „daß die

auf alle Körner und Getreidearten, welche aus dem Königreich Hungarn in die deutschen Erblande eingeführt werden, bisher gelegene Mauthgebühr durch sechs Monat hindurch auf die Hälfte herabgesetzt sey. Die Landstraßen, welche durch die väterliche Vorsorge unsers gütigen und geliebten Kaisers theils ganz neu angelegt, theils verbessert werden, und die Aufmerksamkeit, welcher Joseph den Handelsstand würdiget, lassen uns die ganze Erfüllung unserer Wünsche hoffen.

Allein es würde doch nützlich seyn, wenn Versuche im Großen durch baare Unterstützung der Regierung könnten gemacht werden. Bis jetzt sind unsere Ausfuhrhändler noch nicht zahlreich genug, und besitzen nicht hinlängliches Vermögen. Und denn müßten, wie ich oben schon erinnert habe, gegenseitige Handlungsverträge geschlossen werden.

Nationen, welche sich freundlich gegen uns beweisen, und von unsern Producten Abnehmer sind, sollten auch Vorzugsweise Absatz für ihre eigenen und Ost- und Westindischen Waaren finden. Und so müßten wir im Gegentheil für die Länder, welche die Oesterreichischen Waaren mit hohen Imposten belegen, nicht ferner Abnehmer seyn. So erhalten wir bis jetzt jährlich vier bis fünf Schiffsladun-

adungen Fischwaaren von den Dänen, und bezahlen sie mit baarem Gelde, ohne daß die Einwohner Dännemarks gegen ihre Fische einige Producte von uns nehmen. Ja im Gegentheil sind die Oesterreichischen Waaren von der Crone Dännemark mit solchen hohen Eingangszöllen belegt, welche die Einfuhr unserer Producte in ihren Landen unmöglich machen.

Die Irländer wollen jetzt keinen Portugiesischen Wein mehr in ihren Häfen ausladen lassen und einführen, bis man in Portugall auch die Einfuhr der Irländischen Fabrikwaaren erlaubt.

In Spanien ist erst vor einigen Jahren die Einfuhr aller gedruckten Leinewand verboten worden. Wahrscheinlich liesse sich mit dieser Crone zu Gunsten unserer Fabriken und Producte ein Vertrag errichten: wenn wir, zum Beispiel, dagegen blos ihren Cacao von Caraccas einzuführen erlaubten; oder sonst gegenseitig gefällig wären.

Frankreich müßte uns gegen seinen Wein und Coffee jährlich eine Quantität Toback abnehmen rc.

Durch einen stärkern Ausfuhrhandel müßte der Wechselcours sich auch zu unserm Vortheil neigen; und selbst die Kaufleute, welche mit eingeführten Waaren handeln, und bis jetzt sehr wider die Begünstigung der einländischen Fabriken wirken, und den Ausfuhrhandel und innere Industrie nicht zu unterstützen suchen, würden von dem niedrigen Wechselcours Vortheil ziehen.

Das sind freilich alles blos hingeworfene Gedanken, die aber einer Betrachtung nicht unwerth sind. So verwickelt auch die Berechnung des gegenseitigen Interesse dabey ist, und so mancher scheinbarer Nachtheil sich auch beym ersten Anblick dabey zeigt: daß uns z. B. die begünstigten Nationen im Preise übersetzen können ꝛc. so läßt sich hier mit der nöthigen Kenntnis und Vorsicht doch alles einrichten. Nur müßte man nicht Handlungsverträge schließen, welche die Nation so ganz herabwürdigten, und alle Industrie erstickten; wie jene, welche Portugalls Minister den Englischen Guineen zu Gefallen unterschrieben. So was ist auch bey uns unmöglich.

XVIII.

Z i t t a u

in der

Oberlausitz und Herrnhuth.

A n

Herrn D. H. in W.

Zittau.

In dem Wagen hab' ich gesessen, und bin nun schon einen ganzen Tag gefahren, habe die Gebürge des Böhmerlandes mit denen der Oberlausitz vertauscht, bin zwischen Felsen und Klüften und über Steine hingefahren, in welchen man ganze Zimmer aushauen könnte; heute hatte ich also allen den Nutzen zu erwarten, den Sie mir von dieser Reise versprachen, daß ich nemlich zerstreuet und munter werden, gute Eßlust bekommen und noch besser schlafen würde. Wahrhaftig eine Hoffnung, die für mich die wichtigste ist, die es geben kann; eine Erwartung, die, wenn ich mir ihre Würklichkeit denke, mich ganz neu belebt. Fast möcht' ich heute nichts weiter schreiben, nichts weiter denken, und gleich den Versuch machen, ob diese freye reine Luft, dieser schöne Himmel, diese starke Bewegung, dieser Anblick von andern Menschen, diese Losreissung von dem Druck der Geschäfte, ihre Prophezeyung bestätigen wird oder nicht. Es giebt jetzt für mich, wenn ich noch länger in der Welt leben

 soll,

soll, nichts wichtigers als jene Dinge, die ich nun schon so lange entbehre; und daß ich mich hinsetze und heute noch an Sie schreibe, und nicht gleich versuche, ob ich heute, ermüdet durch die Luft und durch den Anblick so vieler Gegenstände, wieder einmal wie sonst in den Zeiten meiner Blüthe schlafen kann, ist wirklich ein großes Opfer, das ich Ihnen bringe. Wer so lange dieses Gut vermisset, so viele schlaflose Nächte durchwacht hat, der lernt erst die Stärke dieser Erholung kennen; der fühlt die Schönheit des Tages erst, wenn er in den Schatten der Nacht ruhig und sanft geschlafen, und nicht jede Minute bis zum Aufgang der Sonne berechnet hat. Denn derjenige, der die Nacht schaflos zubrachte, steht verdrossen und träge auf; sein Auge, an die Dunkelheit der Nacht gewöhnt, sieht ungern den Schimmer des Tages hervorgehen, weil es sich des Tages nicht mehr so wie sonst freuen kann, und den ganzen Menschen nicht mehr wie sonst sein erster Strahl erquickt. Ich fühle es, daß ich heute vielleicht diese glückliche Erfahrung machen, und morgen wieder heiter und vergnügt meine Augen werde aufschlagen können. Um aber diese Würkung desto eher und gewisser hervorzubringen, will ich noch einige Stunden Ihnen widmen, und mit Ihnen mich über das, was ich gesehen habe, besprechen. Wer hätte zu diesem

Opfer grösseres Recht als Sie? auf welchem Altar könnt' ich diese Gabe mit grösserer Zuversicht niederlegen, als auf dem Altar der Freundschaft? Ist Ihre Vermuthung richtig und wahr, wird diese Reise einen vortheilhaften Einfluß auf meinen Körper und Geist haben, so sind die ersten gesunden Früchte dieses letzteren Ihr Werk, und hätten Sie sich getäuscht, sollte auch niemals Heiterkeit und froher Muth wieder in dieser Hütte wohnen, so haben Sie auch Nachsicht genug mir zu verzeihen, wenn das, was ich Ihnen schreibe, nicht so ganz das Werk eines Geistes ist, der sonst grössere und wichtigere Dinge richtig und gut beobachten und beschreiben konnte. Für Sie sind diese Blätter zunächst bestimmt, und ich gebe Ihnen die Erlaubniß, jeden Gebrauch davon zu machen, der Ihnen gut dünkt. So viel kann ich Ihnen indessen gewiß versichern, daß, wenn auch mein Humor düster und trübe bleiben, und mein Geist sich nie wieder zu jener Heiterkeit erheben sollte, die sonst die Freude meines Lebens ausmachte; daß ich doch alles, was ich Ihnen schreibe, nur in den vergleichungsweise heitersten Launen aufsetzen und Ihnen mittheilen werde. Ueberhaupt stehe ich Ihnen für die Richtigkeit aller meiner Bemerkungen ein; ich habe mir durch einige grössere Reisen, die ich gethan habe, hierin einen gewissen Griff erworben, Trug von

Wahrheit unterscheiden und meine Leute kennen lernen. Alles zu sehen, wird mir meine Zeit nicht erlauben, aber was ich sehe, werde ich allemal in dem heitersten Zeitpunkt meiner Seele und so forschend als möglich sehen und beschreiben.

Sie sind nie durch Böhmen gekommen, denn so wohl ist es mir nie geworden, Sie bey mir zu sehen. Ihre leider nur gar zu große Entfernung macht es Ihnen auch unmöglich. Sie werden also wol nicht unzufrieden seyn, wenn ich Ihnen etwas von dem, was ich auf den sechs Meilen, die ich heute gereist bin, gesehen und bemerkt habe, mittheile, und einige flüchtige Bemerkungen über das Land selbst, seine Einwohner, Gebäude, Bauart u. d. g. hinwerfe. Alle diese Bemerkungen sind nur flüchtig, weil ich heute eben nicht sonderlich zum Bemerken aufgelegt war, und nur gern heute noch den Anfang mit meinen Reisenachrichten machen wollte. Ich behalte mir es vor, bey meiner Zurückreise, wenn ich wieder durch dieses Land komme, tiefer hineinzugehen, und Sie alsdann weitläuftiger und genauer damit bekannt zu machen.

Allenthalben trifft man noch in Böhmen die Spuren der Leibeigenschaft an, allenthalben sieht man noch die Eindrücke, welche diese Fesseln an

dem

dem Körper und Geist der Bewohner dieses glücklichen Landes hinterlassen haben. Eine boshafte Dummheit, Unreinlichkeit, Geschmacklosigkeit und sclavische Unterwürfigkeit sind die Characterzüge dieser Nation. Es wird noch lange dauern, ehe diese Spuren vergehen, ehe sie die wohlthätigen Einflüsse dieser Veränderung in vollem Umfang recht spüren, und ihren Geist zu einer gewissen Freymüthigkeit, ihr Herz zu einem gewissen Edelmuth und ihre Sinne zu einem gewissen Gefühl des Guten und Schönen werden erheben können. Sie sind noch der Zeit, wo ihnen diese Fesseln abgenommen wurden, zu nahe, sie sind noch zu taumelnd von dem Gefühl ihrer Freyheit, als daß sie mit Besonnenheit Gebrauch von ihren Gütern machen könnten. Zudem herrscht bey den ältern noch jener Sclavensinn, jene Störrigkeit, die Folge der Tyranney, und wird vielleicht erst in einigen Menschen-Altern vertilgt werden können. Es giebt vielleicht kein Land in Deutschland, Sachsen nicht ausgenommen, das reicher mit allen Gütern der Natur gesegnet wäre, reichlicher sich selbst alle seine Bedürfnisse darreichen könnte, als dieses, und doch ist vielleicht nirgends die Armuth sichtbarer als in diesem Lande, und ihr Gefolge, Mangel und Noth, nirgends mehr anzutreffen, als hier. In Prag kann man sich freilich davon keine Vorstellung machen, weil

dort-

dorthin und nach Wien, das Mark des ganzen Landes fließt, weil dort die reichen Grafen und Besitzer der Herrschaften wohnen, die mehr Einkünfte haben, als selbst die mehrsten unmittelbaren Reichsfürsten. Hier aber mitten im Lande selbst, wird dieser Mangel sichtbar; sichtbar nicht allein durch die ärmliche Kleidung, durch die elende Bewirthung, die man selbst in den Wirthshäusern der größern Städte antrift, sondern auch durch die Menge von Bettlern, alten und jungen, die einen Reisenden belagern.

Dies ist die sichtbare Folge des ehemaligen Systems der Leibeigenschaft, das nun durch den Kaiser abgeschaffet worden ist. Die Unterwürfigkeit und sclavische Ergebenheit dieser Menschen ist auch so groß, daß ein Mensch nur irgend gut gekleidet seyn, nur Stahlknöpfe auf dem Rocke tragen darf, um in Böhmen für einen gnädigen Herrn zu paßiren, und auch so behandelt zu werden. Vor jedem wohlgekleideten Reuter oder Fußgänger oder im Wagen Fahrenden zieht der Böhmische Bauer seinen Hut ab; weil er nicht weiß, ob er nicht in diesem Reisenden einen der Amtleute der Herrschaft, oder vielleicht gar den Herrn selbst, durch seinen Mangel an Höflichkeit beleidigt, und sich fürchtet gestraft zu werden, wenn er nicht seine Unterwürfigkeit beweist.

Sonst war die Tyranney noch größer; noch immer sind die Gemüther daran gewöhnt, auch jetzt noch, da sie in Freyheit leben. Sie glauben stets die Geißel über ihrem Haupte schwingen zu hören, und fürchten sie stets, und deswegen wird dieser Character der Nation Generationen und Menschenalter nöthig haben, um ausgelöscht zu werden. So unterwürfig aber auch der Bauer gegen diejenigen ist, die ihm zu befehlen haben, so boshaft und so störrisch ist er doch auch gegen fremde Reisende, in den von den Landstraßen mehr entfernten Gegenden, und tiefer noch im Lande selbst. Die Böhmen unterscheiden sich in die Deutschböhmen und Slaven oder Czechen. Die erstern wohnen auf den Bergen, welche das ganze Land einschließen, die letztern tiefer im Lande. Beide Nationen haben einen Haß gegen einander, der unauslöschlich ist. Die erstern verstehen doch noch Deutsch, und sind gefällig; aber von den letztern gilt vorzüglich das, was ich von ihrer Bosheit und Starrigkeit vorhin anführte. An den Grenzen spricht man doch Deutsch, aber tiefer im Lande findet man selten jemanden, der diese Sprache versteht. Sie können sich auf dem Wege verirret haben, und auf einen solchen sogenannten Stockböhmen oder Czechen stoßen, er wird Sie weder zurechte weisen, noch Ihnen auch sonst, wenn er auch Deutsch verstehen sollte, eine

Unt-

Antwort geben. Hat der Reisende seine Hülfe nöthig, ist er krank, oder durch Frost oder einen andern Unglücksfall dem Untergange nahe; anstatt ihm zu helfen, schlägt er ihn vielmehr selbst todt, um ihn zu plündern und ihm das abzunehmen, was er bey sich trägt. Die Unbequemlichkeit wegen der Sprache war vor einigen Jahren für die Reisenden so groß, daß der Kaiser ausdrücklich deswegen einen Befehl ergehen lassen mußte, daß in jedem Gasthofe wenigstens eine Person seyn sollte, welche Deutsch verstände, weil sonst die Reisenden oft in die Verlegenheit kamen, von diesen Menschen weder Antwort, noch das, was sie nöthig hatten, zu erhalten. Sie geben lieber den Gewinn auf, ehe sie eine andere Sprache lernen, und ihren harten Sinn fahren lassen, und dem Verlangen der Reisenden mit Fragen, und dem was sie nöthig hätten, zuvor kommen. Der Reisende sah' sich oft in dem Fall, daß er das, was er verlangte, nicht erhalten konnte, weil ihn niemand verstand. Jetzt ist dieses zwar anders, nach den neuern Befehlen des Kaisers; aber in den mehresten Gasthöfen nnd Aubergen, zumal in den kleinen Städten, ist der Reisende um nichts gebessert, weil man zwar seine Fragen beantwortet, ihn aber so schlecht bewirthet, daß er das, was er erhält, für nichts rechnen kann.

In

In der Nähe meiner Reiseroute lag Kreybitz, ein Marktflecken, der aber eine vortrefliche Glashütte hat. Um diese zu besehen, reiste ich hin, und wollte in dem dasigen Gasthof Mittag halten. Futter für meine Pferde konnte ich endlich noch bekommen, aber für mich war nichts aufzubringen. Wie ich zu den Leuten sagte, daß sie mir etwas zu essen geben sollten, so gaben sie mir zur Antwort: „Wir hon selber nischt.„ Ich sah mich also genöthigt meine Zuflucht zu Brodt zu nehmen, um wenigstens nur etwas gegessen zu haben. In keinem Lande wäre mir diese Antwort so befremdend vorgekommen, als hier in Böhmen, wo die Natur alles, was zum bessern Genuß des Lebens gehört, mit vollen Händen ausgespendet hat; in einem Lande, das wegen seinem Wildpret, Fasanen, und andern Wildgeflügel, und wegen seiner fischreichen Flüsse in ganz Deutschland berühmt ist. Es ist auch für den Reisenden in einem solchen Gasthofe nichts einladendes, weder Zimmer, noch Küche, noch Wirthsstube; alles trägt das Gepräge einer unendlichen Saloperie an sich, und diese bestätiget auch die Kleidung und das Ansehn der übrigen Einwohner des Hauses. In den Wirthsstuben findet man allerhand Thiere, Hämmel, Hühner, junge Schweine u. d. gl. versammelt, die wahrschein-

scheinlich auch die Nacht dort zubringen, und alle Reinlichkeit unmöglich machen.

Die Böhmen sind meistentheils überein gekleidet. Im Winter haben sie einen Schaafpelz und einen Kittel im Sommer. Dies macht bey dem männlichen Theil der Einwohner ihre ganze Bekleidung aus. Sonntags pflegen sie sich aber doch etwas besser anzuziehen, und farbige Tücher zu tragen. Man trift schlechte und ärmliche Kleidung auch tiefer in Deutschland bey dem Landvolk an, aber doch nicht in dem Grade, wie hier; weil sich dort doch wenigstens einige auszeichnen, hier aber man vergebens nach einem besser gekleideten, nicht bloß auf dem Lande, sondern auch selbst in kleinen Städten sich umsieht. Die weibliche Kleidung besteht im Winter aus einem Pelzkamisol mit einer kurzen Taille und einer unendlichen Menge von Falten, die unten um das Camisol herumlaufen, weit hervorstehen und wie Röhren aussehen, und aus einem Rocke mit einer Menge kleiner Falten, nach Art der wendischen weiblichen Tracht. Der Kopf ist unbedeckt, und zuweilen winden sie blos ein schlechtes leinenes Tuch um ihn; vor ihrem Schnürleibe tragen sie einen sehr hohen Latz, der ihnen bis unter das Kinn gehet. An diesen Schnürleibern sind

bey

bey den Wohlhabendern Haaken von Metall oder von Silber befestigt, worein eine Kette gehängt wird, die den Schnürleib zusammenhält. Sonntags ist der einzige Unterschied dieser, daß statt des Pelzes anderes Zeug zu den Camisölern genommen wird, und daß ihr Kopfputz mit einigen Haarflechten geziert wird. Der Hals ist gewöhnlich unbedeckt, und auch im Sommer pflegen sie ihre Pelze fortzutragen. Das Ganze dieses Anzugs macht einen widerlichen Eindruck, diese Leute werden dadurch alle so ungestaltet und so dick, daß man an ihnen nicht die geringsten Spuren von Ebenmaaß und schönen Formen entdecken kann. Die Kinder gehen größtentheils im Sommer nackend, oder sind nur mit einem groben Hemde bekleidet, und suchen durch betteln an den Landstraßen etwas zu verdienen. Tiefer im Lande, wo kein Deutsch gesprochen und verstanden wird, laufen diese Kinder als stumme Begleiter halbe Stunden neben dem Wagen der Reisenden her, sagen kein Wort, gehen aber doch nicht eher weg, bis man ihnen ein Almosen gegeben hat. So weit haben sich die Spuren der Sclaverey verbreitet, so sehr sind die Gesinnungen, die Lebensart und Kleidung dieser Einwohner Beweise von ihren nachtheiligen Folgen. Die Barbarey und die Dunkelheit, welche sich aus ihrer Religion herschreiben, haben die letzte Hand daran ge-

legt, um diese Leute so unglücklich als möglich zu machen.

In der ewigen Unterwürfigkeit, in welcher sie gelebt haben, war es nicht möglich, daß sie für die Schönheit Sinn bekommen konnten; Künste und Wissenschaften sind äußerst selten, und vielleicht nur das Monopol von Prag und einigen andern Orten; und so konnte es nicht anders kommen, als daß sich auch in ihrer Bauart, in ihren Verzierungen diese Würkungen äußern mußten, und daß man nirgends als hier so schlechte Häuser, mit so wenigem Geschmack gebauet, und mit noch wenigerm verziert, antrifft. Böhmen ist hierin das Gegentheil von Holland, anstatt jener Reinlichkeit hier die größte Unsauberkeit, anstatt einer gewissen Zierlichkeit groteske Carricatur, anstatt jener lichten und hellen Bauart, Dunkelheit und Winkel, anstatt des Ebenmaaßes und der Gleichförmigkeit, der vorzüglichsten Eigenschaften der holländischen Gebäude, Erker, und unsymmetrische Stellung der Fenster und der innern Theile der Häuser. Was noch vorzüglich darzu beyträgt, die innre Hauswirthschaft der Böhmen in einem so wenig günstigen Lichte zu zeigen, ist die Lage ihrer Unterstuben, die in ihrer Bauart gegründet ist. Sie bauen nemlich alle ihre Häuser so, daß die obern Stockwerke hervorspringen und

auf Pfeilern ruhen, und daß das unterste Stock-
werk weit weniger Raum einnimmt, als die obern.
Dadurch bildet sich in allen Straßen eine Art von
Porticus oder bedecktem Gang, der zwar bey dem
Regen sehr bequem ist, aber allen ihren Unterstu-
ben das Licht benimmt, und ihnen ein dunkeles
und finsteres Ansehen giebt. Wenn man in einer
solchen dunkeln Unterstube noch dazu so viele Ge-
genstände der Unreinlichkeit antrifft; so kann man
leicht denken, daß der Aufenthalt darinnen eben
nicht der angenehmste seyn muß. Diese Bauart
giebt den Häusern ein solch gedrücktes unangeneh-
mes Ansehen, daß man mit Widerwillen seinen
Blick wegwendet und schönere Gebäude aufsucht,
aber nirgends findet. Der Eindruck aber, den
diese Gebäude machen, wird noch widerlicher,
wenn man ihre Farben und Verzierungen ansieht.
Da giebt es doch keine Farbe, die gespart wor-
den wäre, und die man nicht in der unangenehm-
sten Mischung auf diese Gebäude geschmieret hät-
te, roth, grün, gelb, schwarz, blau, alle mögli-
che Farben sind in der unschicklichsten Vereinigung
angebracht, und beleidigen das Auge. Selbst
die Oberlausitzer, ihre Nachbaren, deren Sinn
in Sachen des Geschmacks vielleicht nicht viel fei-
ner seyn mag, fühlen doch das Unschickliche einer
solchen Zusammenstellung, und pflegen jedes Ding,
in welchem sie eine unschickliche Verbindung be-

merken, dadurch zu characterisiren, daß sie davon sagen: das ist recht böhmisch. Sie verachten auch die Einwohner dieses Landes unendlich, und zwingen sie eine Art von Oberherrschaft ihnen anzuerkennen. Die böhmischen Bauern müssen den oberlausitzischen auf den Landstraßen ausweichen, wenn sie nicht durch Schläge dazu gezwungen seyn wollen. Der Grund davon kann auch vielleicht darinne liegen, daß beinahe alle Einwohner des Bunzlauer Kreises, von welchen ich vorzüglich hier spreche, von den Einwohnern von Zittau leben müssen; weil diese ihnen alle ihre Producte und vorzüglich ihr überflüßiges Holz abnehmen, davon sie eine große Menge zu ihren Bleichen verbrauchen. Vor einiger Zeit verboth der Kaiser die Ausfuhre des Weizens, des Korns und des Holzes, aber der Mangel an Geld, der bald darauf in diesen Gegenden einriß, nöthigte die Landesstelle, dieses Verboth wieder aufzuheben, weil diese Leute unmöglich ohne dieses Verkehr nach Zittau bestehen können. Von der Rachsucht der böhmischen Einwohner hab' ich hier ein auffallendes Beyspiel gehört. In dem letztern Kriege haben diese Leute öffentlich in Zittau gesagt: daß ihre Soldaten sie nun dafür rächen würden, daß sie ihnen so lange hätten zu Gebote stehen, und sich von ihnen drücken lassen müssen, sie sollten nun auch sehen, wie es ihnen gehen würde,

und andere Drohungen mehr. Diese Anecdote bestätigt meine Behauptung, von der dieser Nation eigenthümlichen Herzenshärtigkeit und Störrigkeit, der Folge der Unterdrückung.

Das einzige, was an dieser Nation noch zu loben ist, ist ihre Liebe zur Musik. Sie leben ganz in der Musik, und suchen durch sie, wenn sie nicht weiter können, ihren Unterhalt zu erwerben. Deswegen ziehen in vielen Gegenden von Deutschland ganze Schaaren von Musicanten herum, die sich Prager nennen, und ehedem mehrentheils lüderliche Studenten aus Prag waren. Jetzt aber gehen unter diesem Namen alle Müßiggänger und alle böhmische Arme, welche ihre Gutsherrn zu Bettlern gemacht haben, in Deutschland herum, und suchen sich dadurch ihren Unterhalt zu erwerben.

Auch in ihren öffentlichen Lustbarkeiten zeigt sich der Mangel an feinem Sinn, und das Wohlgefallen, welche sie an ungeschickten und groben Vorstellungen haben. Ich sahe heute hier eine Beschreibung von einem Fest, das in einem kleinen Städtchen in der Nachbarschaft, Namens Runburg, das durch eine Hutmanufactur und gute Horndrechslerarbeit bekannt ist, gehalten worden. Die Einwohner hatten dem Besitzer der Herrschaft, dem Fürsten von Lichtenstein gehul-

digt, und dieser Feyerlichkeit zu Ehren verschiedene Aufzüge veranstaltet. Die Fleischer waren mit einer zweyhundert Ellen langen Bratwurst, die Becker mit einem zwey Ellen dicken Kuchen aufgezogen, und diese Aufzüge waren hinten und vorn mit Jungfrau Marien, heiligen Dreykönigen, türkischen Sultanen, und andern Heiligen durchspickt, so daß der Anblick des Ganzen einen wunderseltsamen Eindruck gemacht haben muß. Das Ende krönte aber doch das Ganze. Zuletzt, hieß es in dieser Beschreibung, kömmt Hanswurst, welcher viel seltsame Possen treiben wird. Kann man sich eine ungeheurere Combination denken? gehört nicht der größte Mangel an Geschmack dazu, um solche Dinge zu vereinbaren und zusammenzustellen? Ich habe, deucht mich, Ihnen nun durch Thatsachen meine Behauptungen über diese Nation bewiesen, und mein Urtheil bestätigt.

Was ich Ihnen noch zu sagen habe, wird die Gegend des Landes und einige einzelne Bemerkungen betreffen, welche ich hier und da gemacht habe.

In Gabelsah ich das Bild der heiligen Czislawe, der Patronin des Orts. Zu seiner Zeit ist es sehr wunderthätig gewesen, und viele

Kranke

Kranke und Lahme sind von ihm geheilet worden. Ihre Krücken und Stäbe werden noch als Siegeszeichen, wie in Pyrmont im Badehause, aufbewahret.

Ein dicker aber schlauer Dominicaner, der mich herumführte, kam mir mit einer doppelsinnigen Antwort zuvor, als ich eine Art von Unglauben über diese Wunder äusserte, die so gestellt war, daß sie mir und ihm Genüge leisten konnte. Es gehört halt ein starker Glaube dazu, sagte er, und verwies mich mit diesem Ausspruch auf den Glauben, der in dieser Verbindung sehr zweydeutig genommen werden konnte. Das Closter ist aber nun auch aufgehoben, und die heilige Czislawa durch den Kaiser in Ruhe gesetzt worden.

Man wird wenig Glashütten in Deutschland antreffen, die so reines, schönes und helles Glas liefern, als die böhmischen. Es wird starker Handel damit getrieben, und dieses Glas bis nach Spanien und Portugall versendet. In Kreylitz ist eine vorzüglich schöne Glashütte, wo man es im Blasen der Harmonikengläser zu einem gewissen Grad der Vollkommenheit gebracht hat. Ein Mensch, der dort wohnt, hat sich gänzlich darauf gelegt, und macht sehr schöne Instrumente, die er nach Prag, Wien und in die um

liegenden Gegenden verkauft. Er sagte mir, daß der goldne Rand der halben Töne, wodurch sie von dem Ganzen unterschieden werden, ihm nicht mehr gefiele, und die Gläser theurer machte, er würde deswegen eine Aenderung treffen und diesen Glocken blaue Ränder geben, welches auch nicht übel stehen würde. Sehen Sie wieder eine Probe von der schönen böhmischen Farbenmischung. Die Gläser seiner Harmoniken sind alle dunkelroth, urtheilen Sie wie geschmackvoll ein solcher hellblauer Rand sich ausnehmen wird.

Böhmen ist nach der Oberlausitz zu, vorzüglich an der Grenze des Zittauergebiets, durch eine Kette von Bergen eingeschlossen, die ungemein hoch und sehr mahlerisch sind. Sie erstrecken sich bis nach Schlesien, wo sie sich an die Riesengebürge anschließen, und sind alle mit Wald bewachsen. Dieser Wald, und der Blick in die Thäler nahe dabey, ist überaus angenehm. Die Spitzen der Berge sind im Sommer wie mit einem schönen grünen Kranz umgeben, und in der Ferne sehen diese Berge so überaus lieblich blau, daß man sich nichts schöners denken kann. Hingegen im Winter, wenn alles voller Schnee und Eis liegt, ist der Anblick desto fürchterlicher, wenn man in diese grauen Klüfte hinabschauet, und ungeheure Eis- und Schneemassen aufgethürmt sieht;

wenn über diesen Thälern ein dichter Nebel ruht, und das wolkichte Haupt des Gebürgs tief in Schneewolken sich verbirgt. Ueberhaupt sind diese Gebürge sehr unzugänglich, jedes Thal und jeder Zugang wird durch Felsen und neue Berge begrenzt und unwegsam gemacht. Deswegen war der Einbruch des Prinzen Heinrichs in Böhmen von dieser Seite, ein so großes Meisterstück. Er verdient in Wahrheit mit dem Uebergang des Hannibals über die Alpen verglichen zu werden. Man kann es kaum begreifen, wenn man den schmalen unwegsamen Fußsteig und die Abgründe sieht, über welche eine ganze Armee glücklich geführet wurde, so daß oft nicht mehr als ein Mann oder höchstens zwey Mann in einem Gliede gehen konnten. Jedermann erstaunte darüber. Die Kaiserlichen selbst hatten es gar nicht vermuthet, daß er von dieser Seite einbrechen würde. Sie hatten alle bekannte Zugänge besetzt, und trotzten darauf, daß die Natur selbst von dieser Seite jeden Einbruch in Böhmen verhindern würde. Auf einmal sahen sie sich überzeugt, daß man durch Muth und Weisheit auch unübersteiglich scheinende Hindernisse wegräumen, und einen Weg gehen könnte, den man sonst für unmöglich gehalten hatte.

Die Grafen von Clam Gallas haben in diesem Bunzlauer Kreise vorzüglich schöne Herrschaften: Friedland, Grottau, und Reichenberg. Dies sind die Herrschaften, welche das ehemalige Herzogthum Friedland ausmachten, und dem General Wallenstein gehöreten. Nach dessen Ermordung kamen diese Güter an das Haus Gallas, und von diesem erbten sie die Grafen Clam, Anverwandte des Gallasischen Hauses. Sie haben seit dieser Zeit beide Namen angenommen, und machen eine der reichsten Familien des Landes aus. Man rechnet, daß sie 2–300,000 Gulden jährliche Einkünfte haben. Und würklich würden ihre Herrschaften, wenn sie unmittelbar wären, und beysammen lägen, eins der schönsten deutschen Fürstenthümer ausmachen. Eins ihrer Schlösser, Grävenstein, das ich gesehen habe, liegt sehr schön, auf einem Berge, der ganz mit Gebüsche bewachsen ist, aus welchem auf dem Gipfel des Berges das Schloß hervorragt, das zwar altväterisch und in gothischem Geschmack gebauet ist, aber eben deswegen auf einen jeden einen erhabenen und majestätischen Eindruck macht. Ein seltsamer Gebrauch herrscht hier, der sich aber aus der alten deutschen Mundart herschreibt; die Verwalter und Aufseher der herrschaftlichen Güter heissen Burggrafen. Ich war von diesem Gebrauch nicht unterrichtet, und hörte im Wirths-

hause

hause von dem Herrn Burggrafen sprechen. Dies machte mich aufmerksam; man sagte mir, daß er hieher kommen würde; ich glaubte also bald, daß es außer den Burggrafen von Dohna und Kirchberg noch andere, die ich in meinem Reichsstaatshandbuche nicht gelesen hatte, geben müsse, und war begierig seine Bekanntschaft zu machen. Eh' ich michs versahe, trat eine dicke Figur herein, die jedermann mit diesem Titel beehrte. Ich sahe meinen Irrthum ein, und fand, daß ich weiter nichts als einen indolenten ehemaligen böhmischen Sclavenaufseher vor mir hatte.

Eine Frau Gräfin Clam Gallas, die in Prag wohnt, ist eine der geistreichsten Damen, und Beschützerin des nunmehrigen Professor Meißner in Prag. Sie hat ihn hauptsächlich nach Prag gebracht, und protegirt ihn auf jede nur mögliche Weise. Eine Protection, die ihr Ehre macht. Der Bruder des noch jetztlebenden Gemahls dieser Gräfin, hatte das Unglück, sich vor einiger Zeit aus Schwermuth zu entleiben. Man hat ihn seiner guten Eigenschaften wegen sehr geschätzt und beklagt.

Von Manufacturen und Handel giebt es im Bunzlauer Kreise wenig. In Grottau waren einige wollene Zeugmanufacturen, die aber eingegan-

gangen sind. In Reichenberg aber sind noch einige in ziemlichem Flor. Den stärksten Handel treiben die Griechen und Raitzen in Grottau und Reichenberg, die mit türkischem Garn handeln, und dasselbe den nahegelegenen Zittauer und Oberlausitzer Fabricanten verkaufen, welche es zu ihrem farbigen Leinenzeuge und Schnupftüchern brauchen. Es giebt unter diesen Raitzen würklich einige, die man sehr reich nennen kann; sie besuchen auch meistentheils alle die Leipziger-Messen.

Die Producte der Natur aber machen den grösten Verkehr dieser Gegend aus. Man bauet nirgends in Deutschland so guten Weizen, man kann nirgends so viel Holz ohne Schaden schlagen und verkaufen, als in den böhmischen Waldungen. So wohlfeil es auch ist, so sind doch diese Waldungen, wegen ihrem Ueberfluß, eine sehr ergiebige Quelle von Einkünften für ihre Besitzer.

Der Fürst Lobkowitz besitzt einen ungeheuern District von Wald. Der Ruf davon war selbst zu dem Kaiser gedrungen. Er fragte deswegen den Fürsten; dieser, dem mit dieser Frage bey den jetzigen Zeitläuften nichts gedient war, suchte auszuweichen, und beantwortete die Frage des Kaisers damit, daß es nur ein kleines Büschchen

sey.

sey. Der Kaiser aber hatte sich es gemerkt. Bey einer Reise durch Böhmen kam er auf eines der Schlösser des Fürsten, wo sich dieser gerade damals aufhielt, und ließ sich von ihm auch seine Waldungen zeigen. In diesen Waldungen kamen sie auf einen Schlag, wo man gerade eine Eiche umgehauen hatte, auf deren Stamm der Kaiser sein Pferd umdrehen konnte. Ein solches Büschchen, wo solche Bäumchen wachsen, lobe ich mir, sagt' er zu dem Fürsten, indem er wieder mit dem Pferde von dem Stamm herunter ritt.

Einen Vorzug haben alle kaiserliche Erblande und auch Böhmen vor allen andern Ländern in Deutschland. Dies sind die vortreflichen Kaiserstraßen, die mit der grösten Accuratesse angelegt worden sind, und auf das beste stets unterhalten werden. Sie sind unten mit Steinen gepflastert, und oben ziemlich hoch mit Sand und Erde bedeckt. Auf dieser Erde hat man seit einiger Zeit eine Art Chaussée angelegt. Je näher man nach der Oberlausitz kömmt, desto sichtbarer nehmen diese vortreflichen Straßen an Güte ab; und kömmt man erst selbst auf die Oberlausitzischen Straßen, die aus bloßem Pflaster bestehen, und wo man über zwey bis drey Ellen hohe und dicke Steine wegfahren muß, so fühlt der Cörper diesen Unterschied desto merklicher. Ich habe

habe meine Verwunderung darüber geäußert, daß man diese Wege so unbequem angelegt und nicht lieber dafür Chaussées oder die Einrichtung wie bey den Kaiserstraßen eingeführt hat, weil dieses Pflaster die Wagen und Geschirre der Reisenden und Fuhrleute unbarmherzig zu Grunde richtet; man hat mir aber zur Antwort gegeben, daß man wegen der Gebürge es nicht wagen dürfte, weil das Wasser, welches bey Regengüssen von ihnen herabstürzt, sonst die Chaussée wegschwemmen würde. Diese Kaiserstraßen machen einen auffallenden Contrast mit den chursächsischen Landstraßen. In keinem Lande in Deutschland können sie schlechter seyn, und nirgends wird in dieser Hinsicht weniger für die Bequemlichkeit der Reisenden gesorgt.

So viel hätte ich Ihnen denn nun heute geschrieben, vielleicht ist es zuviel, vielleicht hat es bey Ihnen schon den nemlichen Effect hervorgebracht, den ich von der heutigen Reise so sehnlich erwarte und wünsche. Ich eile den Versuch zu machen. Wenn mir noch etwas über Böhmen einfallen sollte, so werde ich es morgen nachholen. Leben Sie wohl!

Zittau.

Haben Sie Dank, liebster H., Sie haben sich nicht geirrt, ich befinde mich heute besser, weit heiterer als sonst, und ich eile mich mit der Stadt und der hiesigen Gegend bekannt zu machen, um Sie alsdann von dem, was ich gesehen habe, unterhalten zu können. Um es Ihnen und mir bequemer zu machen, werde ich alle Gegenstände unter gewisse Rubriken bringen; damit ich desto leichter übersehen kann, wovon ich Ihnen geschrieben und was mir noch übrig ist.

Lage von Zittau, Größe und Zahl der Einwohner.

Zittau liegt in einer angenehmen Gegend, die allenthalben mit kleinen Hügeln umgeben ist, und in der Ferne durch größere Gebirge von der böhmischen und schlesischen Seite beschränkt wird. Nach Böhmen zu ist die Aussicht vortreflich, weil sich dort ein Amphitheater von Bergen erhebt, die in der Ferne überaus schön blau aussehen, und das Auge mit vielem Reiz an sich heften. Man sieht allenthalben kleine Höhen und Thäler, von welchen die ganze Fläche durchschnitten wird; die Höhen werden nach Böhmen und

nach

nach Görlitz zu, immer größer und größer, bis sie endlich in den ganz hohen Gebürgen, in dem Hohwald der Lausche und bey Görlitz in der Landskrone sich verliehren. Der Erdboden ist steinig, und gar nicht fruchtbar. Diese natürliche Unfruchtbarkeit hat die Menschen erfinderisch gemacht, und ist die Mutter der schönen Manufacturen geworden, welche den Reichthum dieser Gegend ausmachen. Die Lage des Erdreichs und die vielen Hügel und Höhen, machen auch den Ackerbau sehr unbequem, und schon aus dieser Rücksicht würde man ihn mit wenigem Erfolg betreiben können, wenn auch das Erdreich nicht so steinig wäre. Der Fleiß der Bewohner dieser Gegend und ihre Armuth, hat aber doch jeden Boden, der nur so viel Erdreich hatte, daß ein Saamenkorn sich darin verbergen und keimen konnte, urbar gemacht, und die Früchte gleichsam der Erde abgezwungen. Alle diese kleinen Hügel und Höhen sind hier, so wie beinahe in der ganzen Oberlausitz, mit kleinen Wäldchen geziert, und dies macht die Gegend überaus anmuthig und reizend. Bey den großen Gebirgen, die allmälig ihren Rücken erheben, findet man das nämliche, und die ganze Oberfläche ist mit einem schönen Grün bedeckt, das sich am Ende in ein noch schöneres Blau verliehrt.

Der höchste Berg in dieser Gegend ist die Lausche, der unbekleidet unter der Menge der übrigen dasteht, und edel sein Haupt zu den Wolken erhebt. Er geht sehr steil in die Höhe, und muß ziemlich hoch über die Meeresfläche erhoben seyn, weil man auf ihm, wie mir erzählet worden, selbst in dem heißesten Sommer, eine sehr fühlbare Kälte empfindet. Es hat mir sehr leid gethan, daß meine Zeit mir nicht erlaubte, ihn zu besteigen und zu untersuchen. Er hat ganz die Spitze und Gestalt eines Vulcans, und ein Crater, der oben anzutreffen seyn soll, bestätigt die Vermuthung, daß er ehedem Feuer ausgespien haben muß. Ueberhaupt scheinen die vielen Basaltsäulen, die man in der Oberlausitz antrifft, wovon der selige Herr Prof. Leske viel Beispiele gesammelt hat, und aus deren kleinern Stücken so gar das Pflaster in Görlitz besteht, und die äußere Gestalt der Oberfläche der Erde, die vielen Thäler und Berge, anzudeuten, daß große Revolutionen und Veränderungen hier vorgegangen seyn müssen. Ich glaube, daß es kein Land giebt, das in Absicht auf Gebirge und Thäler und mahlerische Aussichten mehr mit der Schweitz zu vergleichen wäre, als einige Gegenden der Oberlausitz. Wer dieses Land nicht gesehen hat, darf nur des sel. Leske Reisebeschreibung durch die Oberlausitz, und die darin befindlichen Kupfer ansehen, um meine Behauptung gegründet zu finden.

Wegen der gebirgigen Lagen, und wegen der Menge Schnee, der bis tief in Sommer in den Thälern der böhmischen Wälder liegen bleibt, ist die Luft verhältnißmäßig kälter, als in andern Theilen Deutschlands, und die Hitze im Sommer gemäßigter, und im Ganzen genommen die Gegend gesunder, als in vielen andern Ländern. Auf diese gesunde Luft thun sich die Einwohner auch etwas zu gute, und rechnen sie unter die vielen andern Vorzüge ihrer Stadt; die theils wirklich sind, theils aber bloß in ihrer Einbildung bestehen, und welche sie, wenn sie auch das Werk ihres Geistes und ihrer eignen Kräfte hätten seyn können, wahrlich nicht bewirkt haben würden. So geht es aber immer in der Welt, man brüstet sich am liebsten mit Dingen, welche das Werk des Zufalls oder einer glücklichen Situation sind, unterdessen daß das bescheidene Verdienst schweigt!

Eingeschlossen von diesen kleinen und größern Bergen mitten in einer Vertiefung der Gegend, umgeben von einer Menge von Dörfern, die bis zu den Vorstädten reichen, und selbst als Vorstädte angesehen werden können, liegt Zittau selbst, in einem Bezirk von Wiesen und Gärten, durch welche sich die Neiße windet, und macht auf den Reisenden keine unangenehme Wirkung.

Die

Die Stadt gehört weder zu den größern, noch zu den kleinern. Sie ist so groß wie Leipzig, und größer noch als jede der Residenzen der Sächsischen Herzoge. Wenn man die Dörfer, die um den Ort herumliegen, mit darzu rechnet, so hält man sie schon für eine der größern Städte. Man schätzt die Zahl der Häuser auf 1200, die größtentheils gut gebauet, und in gerade und gutgepflasterte Straßen vertheilet sind. Der Ort hat einen Vorzug vor beynahe allen Städten in Chursachsen, und dieser besteht in seinen Thoren. Keine Stadt in ganz Chursachsen hat solche regelmäßige und mit Geschmack verzierte Thore, als diese. Einige überflüßige Zierathen könnten wegbleiben; dahin gehöret bey dem sogenannten Weberthore ein Mastbaum, den man auf demselben errichtet hat. Dieses Thor, eine ganze Gasse und eine Kirche haben von den Webern ihren Namen; weil diese letztern alles dieses hauptsächlich angelegt und gebauet haben. Es giebt sehr regelmäßige Gebäude, auch freye und schöne Plätze in dieser Stadt. Der Markt ist ansehnlich und groß, und würde noch einen bessern Eindruck machen, wenn ihn nicht die Trümmern des verbrannten Rathhauses verunstalteten. Es giebt hier eine Gegend der Stadt, welche man Neustadt nennet; auch diese hat einen überaus schönen und freyen Platz, auf welchem wirklich schöne

Gebäude stehen. Das schöne Görlitzer Thor, welches diesen Platz mit zieren hilft, verstärkt den Eindruck des Ganzen.

Die Stadt würde noch um vieles netter und schöner aussehen, wenn nicht die vielen Ruinen der abgebrannten und eingeschossenen Häuser die einzelnen Straßen verunstalteten. Ueberhaupt erweckt es bey den Reisenden nicht die vortheilhaftesten Begriffe von der Thätigkeit und der Unterstützung, die der reichere Theil an einem solchen Orte doch den ärmern widerfahren lassen sollte, wenn er nach länger als einem Viertheilsjahrhundert noch die Spuren eines Bombardements antrifft, und wahrnehmen muß, daß eine solche lange Zeit den Besitzern nicht Kräfte genug verleihen konnte, diese Ruinen wieder in Häuser zu verwandeln. Diese Bemerkung hat sich mir auch oft in Dresden aufgedrungen, wo man in den schönsten Straßen noch Ruinen antrifft. Hier in Zittau hätt' ich aber diese Ruinen weniger gesucht als dort, weil doch hier weit mehr Gewerbe und verhältnißmäßig mehr Reichthum ist, als in Dresden. Das Rathhaus liegt noch gänzlich zerstöhrt, und wahrscheinlich wird es auch nie wieder aufgebauet werden. Der Thurm desselben aber steht noch. Es herrscht ein seltsamer Gebrauch auf diesem Thurme. Während

rend der Nacht muß der Thürmer, wie in andern Städten, alle Viertelstunden durch das Blasen eines Horns angeben. Unten in den Trümmern des Rathhauses hält sich ein anderer Wächter auf, der dem Thürmer jedesmal zurufen muß: wache wohl. Worauf der Thürmer allemal antwortet: ich wache schon. Der Stadtrath hat ein Privathaus zu seinen Versammlungen miethen müssen, und wird wahrscheinlich niemals im Stande seyn, bey der schlechten Wirthschaft, die in allen seinen Cassen herrscht, das Rathhaus wieder aufzubauen. Das Haus, das er jetzt bewohnt, kann auch füglich dazu gebraucht werden, weil es eins der größten und wohlgebautesten Häuser der Stadt ist. Ueberhaupt hat der Markt größtentheils sehr schön gebauete Häuser, die auf diesem Platze, weil er sehr groß und lang ist, sich überaus wohl ausnehmen. Was ihn verunstaltet, sind einige Schwibbogen, durch welche man in kleinere Nebengäßchen gehet, und über welche man Häuser gebauet hat, die ohne Pfeiler in der Luft schwebend dastehn, und keinen guten Anblick verursachen.

Die Hauptkirche der Stadt ist auch im Bombardement mit zu Grunde gerichtet worden. Man hat zwar angefangen sie wieder zu bauen, aber sie nur bis unter das Dach vollenden können.

Der Mangel der Fonds verhindert die völlige Ausbauung; wie ich höre, so hat man eine Lotterie in Vorschlag gebracht, um von dem Ueberschuß die nöthigen Kosten herzunehmen. Ich zweifle aber sehr, daß man damit reussiren wird. Bey diesem Brande hat der Magistrat ein fein Stückchen von Dankbarkeit und Vergeltung ausgehen lassen. Die jetzige Haupt- oder Closterkirche war auch in Gefahr, mit von dem Brande ergriffen und zu Grunde gerichtet zu werden. Ein Zimmermann wagte sich mit Gefahr seines Lebens auf das Dach, und that durch seine Anordnungen und Vorkehrungen dem Feuer Einhalt. Er war stets in Gefahr, ein Opfer seiner Herzhaftigkeit und seines Patriotismus zu werden, und doch war er so glücklich, dieses Gebäude und dadurch noch viele andere zu retten. Der Magistrat wollte ihn auch dafür belohnen; hätte er in Athen oder Rom gelebt, so würde er sich eine Ehrensäule oder eine Bürgerkrone erworben haben; hier in Zittau aber, das zwar auch eine Art von Republik vorstellen will, aber nur alle Eigenschaften derselben nach dem verjüngten Maaßstabe besitzt, empfing er einen Ducaten. – Einen fremden Ducaten, der nicht etwan auf diesen Vorfall geprägt wurde, sondern 2 Rthlr. 21 Gr. Churſächsischen Werths, dafür, daß er sein Leben gewagt, ein öffentliches Gebäude erhal-

halten, und dadurch der Schutz und der Wohlthäter so vieler andern Einwohner der Stadt geworden war.

Man kann jetzt noch nicht ohne Schrecken, Mitleiden und Entsetzen von der fürchterlichen Verwüstung reden hören, welche die Oesterreicher im Jahr 1757 an dieser Stadt verübet haben. Selbst die verstorbene Kaiserin wurde durch das Unglück der Einwohner dieser Stadt tief gerührt, und äußerte, daß ein solches Verfahren und eine solche Tillysche Art, einer Stadt zu begegnen, gar nicht mit ihren Gesinnungen übereinkomme. Es war wirkliche Grausamkeit, und Vorsatz von Seiten der Oesterreicher, sich an der Stadt zu rächen, weil man sonst nicht einsehen kann, warum man in einer solchen beynahe offenen Stadt nöthig hatte, solche greuliche Verwüstungen und Verheerungen anzurichten. Die Furchtsamkeit der Einwohner und ihre Flucht machte das Unglück noch größer, weil keine Hände zum Löschen da waren, und keine Veranstaltungen zur Rettung getroffen wurden. Ganze Familien wurden durch dieses Bombardement aus einander gerissen, Männer und Weiber getrennet, Kinder verwaist, und viele hundert Menschen unter den Schutt der Häuser begraben. Viele Personen hatten sich, um für den Bomben sicher zu seyn, in die Keller ver-

verkrochen, und mußten, da die Häuser eingeschossen wurden und abbrannten, jämmerlich ersticken. Man hat mir noch Männer gezeigt, die ihre Weiber, Väter, die ihre Kinder, ganze Familien, die ihre Eltern auf diese Weise in diesem Unglück verlohren haben. Ganze Waarenlager wurden in Asche verwandelt, und Reichthümer, die der Fleiß ein halbes Jahrhundert hindurch gesammelt hatte, waren in einem Augenblicke ein Raub der Flamme und der Vernichtung. Und schon jetzt hat wieder im vorigen Jahre ein ähnliches Unglück diese arme Stadt betroffen, und viele reiche Familien ärmer gemacht, als sie waren. Ein einziges Haus, das in Zittau eins der ansehnlichsten war, hat über 80,000 Rthl. verlohren, und der Schade ist um desto beträchtlicher, weil man im Winter gewöhnlich viel Waaren einzukaufen pflegt, die alsdenn hernach in der bessern Jahreszeit versendet werden. Und dieses Unglück hat die Nachläßigkeit eines einzigen Menschen veranlasset, der einen Wachsstock aus Unvorsichtigkeit hatte brennen lassen.

Eine große Bequemlichkeit geht dieser Stadt ab, und diese ist Beleuchtung der Straßen, die man doch in weit kleinern Städten, als z. B. in den Residenzen der Herzoge von Sachsen, antrifft. Ich weiß nicht, woher es kommt, daß man

zu

zu diesen Anstalten in so vielen Städten keine Fonds finden kann, da Beleuchtung nicht allein eine wahre Zierde, sondern auch die größte Bequemlichkeit für die Einwohner ist.

In den Straßen sind überhaupt die Polizeianstalten nicht die besten. Beinahe alle werden durch kleine Bäche durchschnitten, die von den Brunnen ausgehen und sich in der Neiße verliehren. Im Winter frieren diese kleine Bäche zu, und werden alsdenn aufgehauen, um dem Wasser Abfluß zu verschaffen. Hieraus entstehen denn wahre Wolfsgruben, die für den Fremden desto gefährlicher sind, weil ihn bey der Nacht der Mangel der Beleuchtung hindert, darauf aufmerksam zu seyn, und er also oft in die Gefahr kommt ein Bein zu brechen, wenn er das Unglück hat, in eine solche Grube zu fallen.

So klein auch vergleichungsweise dieser Ort ist, so kann man doch dergleichen Mängel auch an kleinern Oertern nicht oft genug rügen, weil wirklich großer Schaden dadurch verursacht werden kann, und weil es bloße Nachläßigkeit und Mangel der Aufmerksamkeit von Seiten der Polizey ist, die jede öffentliche Schaustellung verdient.

In den vorigen Zeiten mag Zittau wol eine Art von Vestung ausgemacht haben; dies zeigen seine doppelten Mauern und Wälle, aber sie sind blos für die damaligen Zeiten, weil sie so klein und unbedeutend sind, daß sich wahrscheinlich heutzutage niemand die Mühe nehmen wird, sie nur zu betrachten. Rings um die Stadt herum sind schöne mit Alleen und Bäumen bepflanzte Spatziergänge. Von einigen derselben genießt man eine schöne Aussicht in das Freye und auf die benachbarten blauen Gebirge. Einer davon heißt der Wandel, weil er vorzüglich zum Wandeln angelegt zu seyn scheinet. Neben diesen Spatziergängen ist der Graben des Walls, der ziemlich tief hinabgeht, und wo schon mancher zur Nachtzeit das Unglück gehabt hat, sein Ende zu finden. Denn leider sind diese Gänge um die Stadt durch nichts von diesen Graben unterschieden. Es ist unverantwortliche Nachläßigkeit, daß man an diesen Oertern keine Brustwehr anlegt, und an einigen Gegenden, wo man angefangen hat welche anzulegen, nicht damit fortfährt. Zu der Zeit, da ich mich dort aufhielt, hatte ein armer reisender Professionist das Unglück, des Nachts auf diesen Gang zu kommen, und da er die Gegend nicht kannte, hinunterzustürzen und den Hals zu brechen. Jeder Raum dieser Gänge um den Graben, der eine solche

Brust-

Brustwehr hat, ist mit dem Tod eines solchen Unglücklichen bezeichnet; jedesmal errichtet hier nach einem solchen Unglücksfall der Magistrat dem Verunglückten einen Leichenstein, und viele Leichen werden erst den ganzen Graben zu einem Gottesacker gemacht haben müssen, ehe der fremde oder einheimische Fußgänger sicher des Nachts diesen Weg betreten kann. Sobald ein solcher Unglücksfall geschieht, so werden Befehle gegeben mit dem Bau dieser Brustwehr fortzufahren; sobald aber das Andenken daran zu verschwinden anfängt, so verschwinden auch die Arbeiter und der Bau hört auf.

Ohnerachtet diese Mauern und diese Festungswerke so lächerlich und so unbedeutend sind, so beobachtet man doch an den Thoren einen noch lächerlichern Gebrauch. Im Winter werden alle Thore um 6 Uhr geschlossen, und jeder Einheimische und Fremde, wenn er auch blos in den Vorstädten gewesen ist, von dem Magistrat in Contribution gesetzt. Man verwendet diese Einnahme, um die Stadtsoldaten davon in Montur und Gewehr zu erhalten. Ich habe also auch dem Stadtrath einigen Beytrag thun müssen, um seine Leute zu kleiden.

So schön die Spatziergänge um die Stadt sind, so schlecht sind die Fuhrwege. Man erstaunt über den Morast, der sich hier sammelt, und doch wird nichts angewendet um sie zu verbessern. Im Winter sind sie oft nicht zu fahren, und müssen auf das sorgfältigste vermieden werden.

Die Stadt umgeben eine ganze Menge von Kohlgärten und Vorwerken, welche theils den Gärtnern eigenthümlich, oder reichen Kaufleuten in der Stadt gehören. Diese Gärten machen einen großen Theil der Nahrung der in den Vorstädten wohnenden Bürger aus, und geben der Stadt ein überaus lustiges und angenehmes Ansehen. Von öffentlichen und schönen Gärten ist hier nichts anzutreffen, weil man hier, wie wir bald weiter hören werden, zu sehr in sich selbst gekehrt und so verschlossen ist, daß man wenig oder nichts zum Besten anderer Menschen thut; wenn man nicht die Hoffnung hat, wenigstens öffentlich genannt zu werden und Weirauch gestreuet zu bekommen.

Hier ist der schicklichste Ort, auch von dem Gesundbrunnen zu sprechen, der hier vor einigen funfzig Jahren entdeckt worden ist. Er enthält Stahl- und Schwefeltheilchen, und wird haupt-

sächlich

sächlich zum Baden gebraucht. Seine Wirkungen können nicht groß seyn, zumal da man die Bäder gewöhnlich warm nimmt. Ich habe einem hiesigen Medicus mein Bedenken darüber geäußert; er sagte mir, daß dieses zwar auch das seinige wäre, daß man aber hier gegen Vorurtheile nichts ausrichten könnte. Es wird von gar keinem Fremden mehr besucht, und blos von einigen Einheimischen gebraucht. Man würde auch, wie ich weiter unten zeigen werde, keine Ursach haben, mit diesem Aufenthalt zufrieden zu seyn.

Die Zahl der Einwohner, die eingepfarrten nahliegenden Dörfer mit gerechnet, mag wol nach einer Mittelzahl, welche ich aus den Kirchenlisten gezogen habe, sich bis auf 8000 erstrecken. Diejenigen, welche nicht in den Vorstädten wohnen und keine Gärtner sind, leben größtentheils von den Fabriken, und erhalten ihre Sustentation von den großen Handlungshäusern. Sie sind entweder Profeßionisten, oder Weber, oder Tuchmacher, und stehen alle in einem nahen oder entfernten Bezug mit den Fabriken. Es werden hier auch sehr viele hübsche wollene Tücher fabriciret, die den Görlitzischen wenig nachgeben. Einige Schreiner und Böttcher leben ganz allein von den Kisten und Fässern, welche sie für die Kaufleute

leute zur Versendung ihrer Waaren verfertigen. So groß ist der Einfluß der Fabriken, selbst auf Profeßionisten, die mit ihnen nur in einem sehr entfernten Verhältnisse stehen.

Die Mortalität ist verhältnißmäßig wegen der gesunden Luft nicht sonderlich groß. Vor einigen Jahren war die Zahl der gestorbenen Wöchnerinnen und todtgebohrnen Kinder sehr ansehnlich. Dies machte den Stadtrath aufmerksam, und veranlaßte ihn, von Berlin einen Geburtshelfer zu verschreiben, den er salarirt, und dem er die Unterweisung der Hebammen aufgetragen hat. So wenig auch sonst die Einrichtungen des hiesigen Magistrats zu loben sind, so verdient doch diese menschenfreundliche und weise Polizeianstalt öffentlich gerühmt zu werden. Dieser junge Mann heißt D. Hirt, und ist ein Sohn des verstorbenen Generalsuperintendenten Hirt in Wittenberg. Er hat alle Eigenschaften und Kenntnisse, welche zu diesem Amte erforderlich sind, und wird wirklich der Stadt ersprießliche Dienste leisten. Nur Schade, daß er für diesen Ort zu aufgeklärt ist, und mit so vielen Vorurtheilen zu kämpfen hat. Er hat schon Mühe gehabt dem Neid seiner Collegen auszuweichen, und wird noch oft im Gange seines Lebens die Erfahrung machen,

chen, daß man nur Verdienste zu haben braucht, um unter gewöhnlichen Menschen in einem schiefen Lichte gesehen zu werden.

So viel über Zittau selbst, seine Lage, Bauart, und Einwohner. Ich gehe nunmehro ins Detail, und eile Ihnen andere Eigenschaften dieses Orts zu skizziren. Ich werde mit den wichtigsten, mit der Aufklärung und mit denjenigen Dingen, die am meisten darauf Einfluß haben, mit den Predigern und Schulanstalten den Anfang machen. Aber nehmen Sie sich mit mir in Acht; wir werden statt der Aufklärung, die wir erwarten, in ewigen Schatten der Nacht wandeln müssen.

Aufklärung, Prediger, Schulen und andere öffentliche Anstalten.

Man schreibt sonst immer dem Handel auch diese glückliche Wirkung zu, daß er in dem Lande, worin er getrieben wird, die Aufklärung befördere, den Blick der Menschen erweitere, und sie mit so vielen Dingen des Auslandes, unter welchen doch auch sittliche Gegenstände seyn müssen, bekannter mache. Durch die Kenntniß anderer Länder wird natürlich der Verstand des Menschen

schen bereichert, er wird mit andern Menschen bekannter, er lernt die Meinungen anderer Völker kennen und schätzen, zumal wenn er Gelegenheit hat, sie näher zu sehen, und dann findet, daß sie bey allen ihren verschiedenen Meinungen auch Menschen sind, und sich glücklich dabey befinden. Er sieht alsdenn das ein, was ihm noch fehlt, und eilet es sich zu erwerben. Durch nichts werden die Menschen gewöhnlich mehr einander näher gebracht, als durch das Commerz, er und mit ihm auri sacra fames verbindet die entferntesten Länder untereinander, und verpflanzet zwar sehr oft auch üppige, das Erdreich aussaugende Pflanzen, doch aber auch noch öfterer schöne und gute Blumen aus einem Lande in das andere. Und doch findet man hier nicht die geringste Spur von jenen Wirkungen, die man dem Handel zuschreibt, ohnerachtet der hiesige sehr groß ist. So viele Einwohner dieser Stadt sind in England, dem Lande der wohlgeordnetsten untersuchenden Denkart, gewesen, haben gewiß dort die Menschheit ihre Rechte geltend machen gesehen, haben dort gewiß Leute gefunden, die sich von den Fesseln losgerissen haben, welche das Alterthum, die Dummheit und Pfafferey über ihren Nacken geworfen hatten, und doch schmiegen sie sich wieder in das Joch, wenn sie zurückkommen, und lassen es sich

nicht

nicht angelegen seyn, ihr Leben bequem und glücklich zu machen. Sie lieben ihre Gebräuche und ihre Sottisen unendlich, glauben ihre Ruhe und das Wohl des Ganzen darauf gegründet, und nehmen sich nicht die Mühe darüber nachzudenken, und durch ihren Einfluß jenes Licht unter ihren Mitbürgern zu verbreiten, das sie doch gewiß in dem Auslande angestrahlt haben muß. Wenn man eine andere Handelsstadt ansieht, wenn es keine Reichsstadt ist, so findet man den Unterschied in Denkart, Sitten und Gebräuchen auffallend, und kann es nicht begreifen, worin die Ursach zu suchen sey, warum der hiesige Geist in den Fesseln einer ewigen Nacht gebunden liegt. Der auf Einen Artikel eingeschränkte Handel dieses Platzes, kann zwar etwas dazu beytragen, daß jene Wirkungen hier nicht so sichtbar werden, die man in andern Städten antrifft, wo größere und ausgebreitetere Handlung die Menschen zu einem stärkern Raffinement antreibt, und ihren Geist höher spannt, aber doch nicht so viel, als hier wirklich der Fall ist. Er sollte doch wenigstens dem menschlichen Geist aus seiner Kindheit herausgeholfen und ihm das Jünglings-Alter gegeben haben; anstatt daß der menschliche Verstand würklich hier noch in dem Alter ist, wo er mit Spielwerken und Sinnlichkeiten ganz beschäfftigt wird, und nicht Trug von Wahrheit unterscheiden kann.

Wenigstens hätten die Reisen so vieler Einwohner in fremde Länder eine glückliche Revolution dieser Art hervorbringen, und dem Geiste einen vortheilhaftern Umschwung geben sollen. Viele dergleichen Reisende kommen doch in der Folge ihres Lebens mit der Magistratur des Orts in Verbindung, und könnten doch auf diese Weise etwas bewirken, wenn sie von ihrer Seite thätig und selbst aufgeklärt genug wären. Zwar herrscht in ganz Chursachsen, in diesem glücklichen Lande, in dessen Mittelpunct der Verkehr mit allen Geistesproducten von Deutschland getrieben wird, noch großer Mangel an Licht; aber solche Dunkelheit doch in keiner seiner Provinzen, als in der Oberlausitz, und vorzüglich in Zittau. Ich suche den Grund in der aristocratischen Verfassung des ganzen Landes und aller Sechsstädte, in der Erziehung, welche den zukünftigen weisen Vätern der Stadt gegeben worden, und in der Bequemlichkeit es bey dem Alten zu lassen, die allen solchen Aristocraten eigen ist.

Zu denjenigen Aemtern, welche nähern Einfluß auf die Stadt und die Verwaltung der Policeijustiz und dergleichen haben, kömmt nie, wie bekannt, ein Ungelehrter. Alle diese Aemter sind dem Gelehrtenstand ausschließungsweise bestimmt. Nur die untersten Stellen im Rathe sind für die

Unge-

Ungelehrten, nur bis zu dem Titel eines Scabinus oder Schöffen, und weiter nicht, kann es ein Kaufmann bringen. An die erstern also muß man die Anforderung thun, warum sie bisher nicht mehr gethan haben, um die Einwohner des Orts heller denken zu lehren, und sie dadurch glücklich zu machen. Warum sie sich nicht bemühet haben, sie, wenn auch nicht bis zu der höchsten Staffel der Cultur, welche mehr unglücklich als glücklich macht, doch aber bis zu einem gewissen Maaß derselben zu bringen, welches jeder weiser und vernünftiger Mann, der Kenntniß seines Orts besitzt, wird bestimmen können. Man muß aber nur eine dieser Magistratspersonen gesehen haben, um sogleich zu bemerken, daß Revolutionen dieser Art ihr Talent nicht sind. Auch wird man sie entschuldigen, wenn man überlegt, daß sie nie eine andere Welt sehen, als Leipzig und Wittenberg, daß sie gewöhnlich arm sind, und bloß mit ihren Brodtstudien sich abgeben müssen, daß man ihnen auf diese Weise die Schranken anmerken muß, welche sie bloß auf ihre Stube einengen und die Welt im Großen nicht läßt kennen lernen. Ein gänzlicher Mangel an Weltgeist, eine große Einbildung von sich selbst und von dem Namen eines Gelehrten, den ich um alles in der Welt nicht gegen den Namen eines aufgeklärten Kaufmanns oder andern Weltbürgers eintauschen

 möchte,

möchte, wirft um sie einen solchen Nimbus, daß sie vor lauter eingebildeten Vorzügen und deren Glanz die Mängel nicht wahrnehmen, und die Grenzen nicht bemerken können, welche ihre Erziehung und dieses alles ihrem Blicke setzt.

Hierzu kömmt noch dieses, daß überhaupt in ganz Chursachsen eine vorurtheilsfreie Denkungsart ein seltenes Geschenk, eine seltene Pflanze ist, die man hier auf keine Weise cultiviren darf, weil man wegen vieler politischen Verhältnisse auf die Religion und auf alle Gegenstände, welche mit ihr zusammenhängen, so aufmerksam seyn muß und sich keine Veränderung erlauben darf. Daß die Erziehung dieser Magistratspersonen es ihnen unmöglich macht, den Staub der Schule und die ersten Eindrücke abzuschütteln, welche sie in ihrer Kindheit empfangen haben. Daß die Chursächsischen Universitäten sich mit den andern deutschen Universitäten zwar auf jede Weise in Absicht auf Gelehrsamkeit, aber doch gewiß niemals in Absicht auf gemeinnützliche und aufklärende Kenntnisse, welche eigentlich die Eigenschaften der Magistratspersonen seyn sollten, denen die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten aufgetragen ist, messen dürfen. Daß die zukünftigen weisen Väter der Stadt hier drey Jahre leben, die Rechte, diesen abgeschmackten Concurs menschlicher Sottisen

sen treiben, ihren Geist, den sie auch noch auf die Universität mitgebracht haben, in einem Ocean von Definitionen und Observanzen ersäufen müssen, und alsdenn zurückkehren, um die nemliche Laufbahn zu betreten, die ihre Vorfahren betreten haben, und die sie schon so geebnet glauben, daß nichts mehr zu ihrer Vollkommenheit hinzugethan werden kann.

Erlaubten es ihnen ihre häuslichen Umstände, andere Länder zu sehen, besuchten sie nur z. B. Göttingen, so würde man wahrnehmen, daß jenes alles einen andern Gang nehmen, und daß jene Mängel wenigstens einigermaßen gemindert werden würden. Was aber hauptsächlich jede Veränderung in Absicht auf sittliche Cultur und jede glückliche Nachahmung weiser Anstalten fremder Länder und Städte verhindert, jeden Fingerzeig, den etwan ein klügerer von denen die gereist sind, oder ein hellerer Kopf geben könnte, der in diesem ungünstigen Clima wie eine seltene Blüthe reift, vergeblich macht, ist der unselige Standpunct, in welchem der Gelehrte in Absicht auf den Kaufmann hier steht, die Höhe, von welcher jener zu diesem herunterblickt, und die gleichgültige Verachtung, womit dieser jenen ansieht, und sich durch seine wesentlichern Vorzüge, seine reellern Eigenschaften, nemlich durch

seinen Reichthum, gegen dessen Gelehrten-Stolz schadlos hält. Man würde auf keine Weise etwas von einem solchen Menschen annehmen, keinen Vorschlag anhören, den ein Ungelehrter thäte, weil man dadurch der Magistratur und dem einzigen Vorzuge, dessen man sich rühmen kann, etwas zu vergeben glaubte, der darin besteht, die Herren dieser reichern Einwohner zu seyn. Dies bewirkt denn unausbleiblich den Erfolg, daß kein Kaufmann es der Mühe werth achtet, mehr zu lernen, als was er auf seinem Comtoir nöthig hat; dies verursachet die ausgezeichnete Verachtung, welcher alles, was den Namen eines Gelehrten führt, unterworfen ist, und bringt den Kaufmann dahin, daß er die Wissenschaften mit den Männern, welche sich rühmen in ihrem Besitz zu seyn, verwechselt, und die einen so gering als die andern schätzt. Dieser Geist ist es, der alle Köpfe nicht höher in dem moralischen Thermometer als bis auf den Gefrierpunct steigen läßt, und alle in einer gewissen Indolenz erhält, deren Folgen verschrobene Begriffe, Selbstzufriedenheit, Dummheit, und ihre Begleiter Aufgeblasenheit und Stolz sind.

Da die Sachen so stehen, so ist nicht zu erwarten, daß es je anders werden dürfte. Der glückliche Kopf, der in diesem Lande gebohren wird,

wird, wird es in Wahrheit nicht zu seinem Aufenthalt wählen, wo seiner Talente Lohn Verachtung ist, und wo es kaum jemand der Mühe werth achtet, seine Existenz zu wissen, wenn ihn auch ganz Deutschland bewundert.

Aus diesen Quellen entspringen nun noch andere Ursachen, welche die Aufklärung verhindern, und alles den alten Gang gehen machen. Sie wirken wieder zurück, und dienen dazu den Cirkel von Unwissenheit und Dummheit zu vollenden, dessen Mittelpunct die Magistratur ist, und um welchen sich alles dreht.

Hierunter zähle ich hauptsächlich die Schulanstalten. Zittau hat zwar ein Gymnasium, das sonst in einem gewissen Flor stand, und in den Zeiten, wo die deutsche Sprache anfing bearbeitet zu werden, und in Schlesien und der Gegend umher der Sitz dieser Cultur war, einige Männer gehabt hat, die sich eine gewisse Celebrität erwarben. Vorzüglich war ein gewisser Weise bekannt, der zu Ende des vorigen Jahrhunderts Director des hiesigen Gymnasiums war, und eine Menge Chrien, Rhetoriken, geist- und weltliche Lustspiele, Emblematologien und andere Werke dieser Art geschrieben hat. Er ist vielleicht der Urheber einer Gewohnheit gewesen, weil er ein Comödien-

schreiber war, die sich noch bey dem Gymnasium forterhält, daß nemlich zu gewissen Zeiten von den Schülern Comödien aufgeführet werden. Ich erstaunte darüber, als man mir es erzählte, und konnte nicht begreifen, wie das sich mit den übrigen Verhältnissen in Absicht auf Aufklärung und neue Einrichtungen zusammen reimte. Wahrscheinlich wird diese Gewohnheit durch ihr Alter beschützt, und ist dadurch einheimisch geworden. Denn sie, wenn sie nicht schon wären, einführen zu wollen, würde wol eine vergebliche Arbeit seyn, und ich würde sie eher, der Bedenklichkeiten wegen, die ich über das Schauspiel an andern Orten geäussert habe, abschaffen als einführen. Grade also bey einer Sache, die der nachdenkende Beobachter eher verwerfen als billigen würde, trifft man einige Spuren von vorurtheilsfreyer Denkungsart an, die es aber bey näherer Ansicht wirklich nicht sind. Ein anderer Director des hiesigen Gymnasiums, Namens Polycarpus Müller, der vorher Professor in Leipzig war, legte seine Stelle nieder, und ging zu der Mährischen Gemeinde in Herrnhuth über, wo er endlich Bischoff wurde, und auch unter ihnen in Bekleidung dieses Amts gestorben ist.

Die Schulanstalten von Zittau sind sehr schlecht, nichts als Sprachkenntnisse werden hier ge-

getrieben, die jungen Leute treiben die ganze Zeit ihres Aufenthalts über nichts als Lateinisch, und alle andere Sachkenntnisse werden darüber vergessen. Zudem werden noch die Autores blos der Sprache wegen gelesen, und sie auf keine Weise auf die Schönheiten, den Reichthum der Gedanken, und was eigentlich das Urtheil cultiviren könnte, aufmerksam gemacht. Im Griechischen wird das N. T. gelesen, und sonst kein anderer Schriftsteller; wer sie lesen will, muß entweder Privatstunden nehmen, oder sie für sich selbst studieren. Wie wenig Vorbereitungen werden also hier zu den academischen Studien gemacht, zu denjenigen Wissenschaften, die doch eigentlich den Menschen bilden müssen. Hiezu kömmt noch ein anderer Fehler der Einrichtung, der darin besteht, daß kein Schullehrer examiniret, sondern blos von dem Primarius des Orts tentirt und alsdenn von dem Magistrat eingeführet wird. Daß Kenntnisse und Geister zu prüfen, die zu öffentlichen Schulen sich schicken, gewöhnlich nicht das Talent der theologischen Herren ist, bleibt ausgemacht, und daß es hier gar nicht der Fall seyn kann, wird um deswillen noch einleuchtender, weil diese Herren alle Zöglinge des Gymnasiums sind, und also keinesweges die Bahn verlassen, welche man sie von ihrer Jugend auf geführet hat. Die Schullehrer haben also nicht

 nöthig,

nöthig, sich große Kenntnisse zu erwerben, wenn sie sonst in dem Magistrat Freunde haben, weil sie keinen Repuls befürchten dürfen. Ich habe in Leipzig ein Testimonium eines verstorbenen Zittauischen Schullehrers gesehen, das in dem erbärmlichsten Latein abgefaßt, und selbst noch mit einigen Sprachfehlern durchspickt war. Aus diesen Pflanzschulen läßt sich also nicht viel gutes und vortrefliches erwarten.

Ich komme nun noch zu einem andern Stande, der die Aufklärung verhindert, und verhindern muß, weil man von Seiten der Obrigkeit nichts anwendet, um ihn heller denken zu machen, und weil er auch unmöglich bey einer solchen Verfassung Ursach haben kann, sich darum zu bemühen. Dieser Stand ist der geistliche. Es ist allgemein zu bedauern, daß dieser Stand, der so unendliche Wirkungen auf den gemeinen Mann, auf die größte und wichtigste Classe von Menschen hat, beynahe in allen Ländern so wenig Kenntniß der Welt und der Menschen besitzt, und so viele unnöthige Dinge treibt, die ihm gar nichts helfen und seinen Blick an solche Gegenstände heften, die er lieber vergessen sollte. Anstatt sich mehr mit den Fähigkeiten des Menschen, seinen Trieben und Neigungen, kurz mit einer gesunden Psychologie bekannt zu machen, irrt er in den dunkeln Wegen

gen

gen einer mystischen Theologie herum, will seine Untergebenen glücklich und weise machen, wählt fremde unschickliche Mittel dazu, und vergißt, daß in dem Menschen selbst und in seiner Thätigkeit, in dem wohlgeordneten Gebrauch seiner Kräfte, die Quelle aller Glückseligkeit und Weisheit liegt. Dies ist sehr zu beklagen; aber so lange gewöhnlich blos Menschen aus den niedrigsten Classen Theologie studieren, so lange sie, mit Armuth und Mangel kämpfend, keine Gelegenheit und keine Mittel haben, ihre Stuben zu verlassen, die Welt und die Menschen, so wie sie wirklich sind, kennen zu lernen, wird unsere Aussicht in die Zukunft hierin nicht besser werden, und die Verachtung, welche centnerschwer und über allen Ausdruck drückend auch auf den bessern dieses Standes liegt, die diese Unbequemlichkeiten noch fühlen können, ewig diese Classe von Menschen drücken. So lange sie zumal auf dem Lande durch ihre geringen Einnahmen gezwungen sind, sich beynahe alles das versagen zu müssen, was Bequemlichkeit heißt; so lange sie dadurch von allen bessern Gesellschaften ausgeschlossen seyn werden, wird ihr Geist sich nie bis zu einer gewissen Freymüthigkeit und ihr Betragen zu einem gewissen Adel erheben können, welche nur Eigenschaften glücklicher Menschen sind. Sie werden sich durch theologische Härtigkeit, durch Schelten auf das

Ver-

Vergnügen der Welt schadlos zu halten suchen, darin einzig und allein eine gewisse Genugthuung suchen, und noch lächerlicher werden. Sie werden, von allen Gesellschafften ausgeschlossen, nicht nöthig haben, sich gewisse Kenntnisse zu erwerben, die man nothwendig haben muß, wenn man gefallen und einen guten Eindruck hinter sich zurücklassen will, ihre Unterhaltung wird mager, ihr Gespräch fad, und ihr Umgang lästig bleiben. In Gesellschaften von Höhern werden sie kriechen, auf ihren Canzeln pochen und strafen, und so nie sich in den guten Ton hineinfinden können.

Alles dieses trifft bey der Geistlichkeit der Oberlausitz und vorzüglich bey der hiesigen ein. Der größte Theil derselben sind Söhne von Handwerkern oder von andern Predigern. Sie besuchen die hiesige Schule, gehen auf einige Jahre nach Wittenberg, treiben daselbst nichts als unverständliche Theologie, kehren alsdenn nach Hause zurück, suchen sich durch Stundengeben ihren Unterhalt zu erwerben, und werden alsdenn, wenn die Reihe an sie kommt, zu Pfarreien befördert. Haben sie Gelegenheit, sich einige Liaisons in den Häusern der Magistratspersonen zu erwerben, wo mannbare Töchter anzutreffen sind, so wird oft nicht nach der strengsten Anciennetät verfahren, und sie früher in ein Amt gebracht.

Im

Im Ganzen genommen herrscht aber die strengste Ancienneтät. Wer einmal in der Stadt angestellt, und sonst mit cörperlicher Gesundheit begabet ist, hat die gewisseste Hoffnung, wenn seine Gesundheit dauerhaft bleibt, dereinst Pastor primarius zu werden. Hier kömmt es nicht auf Geschicklichkeit des Geistes, hervorstechende Predigertalente, Kenntnisse und dergleichen Eigenschaften an, ein robuster dauerhafter gesunder Cörper wiegt diese alle auf, und garantirt seinem Besitzer, die erste Person des geistlichen Standes zu werden. Man sieht leicht ein, wie wenig unter einer solchen Constellation für die Wissenschaften und für gründliche Gelehrsamkeit gethan werden wird.

Nicht allen Menschen ist ein ingenuus amor zu ihnen verliehen, bey den mehresten müssen andere Triebfedern, Ehrgeitz, Bequemlichkeit und dergleichen, mit in Bewegung gesetzt werden, um sie aufzumuntern nach Vorzügen zu streben. Da sie nun alles dieses auf einem bequemern Wege, auf dem Wege des indolenten Harrens erlangen können, so ist es keine Frage, ob sie sich darum Mühe geben werden. Warum sollten sie es auch thun, warum sollten sie ihre Gesundheit und ihre Kräfte aufopfern, da dieses gerade sie vom Ziele abführen würde? Schonen müssen sie sich, tüchtig von Buße und Bekehrung, Erleuchtung

tung und solchen Materien predigen, zu seiner Zeit dem Magistrat und andern Personen, die ihnen etwas geschenkt haben, auf der Canzel Complimente darüber machen, recht schreien und die Offenbarung Johannis mißhandeln, dies ist der Weg, dies ist die Straße, welche zu den höchsten Ehrenstellen des Zittauer geistlichen Ministeriums führt.

Alles dieses werd' ich weiter unten mit Beispielen bestätigen. Wie sehr würde sich nicht auch jeder denkende Kopf dem Neid und der Verfolgung seiner Herren Amtsbrüder aussetzen, wenn er über die Grenzen eines Zittauer Geistes hinausgehen wollte; wie wenig würde er auch ausrichten können, da hier nur der erste Strahl einer Morgendämmerung aller Augen verblinden machen würde. Der Pöbel ist einmal daran gewöhnt, unverständliche theologische Dogmen von den Canzeln zu hören, und so befindet sich jeder, der Lehrende und der Lernende, am besten, wenn es bey dem Alten bleibt. Ich will Ihnen nun ein paar Anekdoten über die kirchlichen Gebräuche dieses Orts zum Besten geben, und alsdenn dieses Capitel mit einigen allgemeinen Bemerkungen über die Schwärmerey und Religionsverkehrtheit, und überspannten Begriffe in derselben, deren Sitz die Oberlausitz von jeher war, beschließen.

Es ist Sitte und hergebrachter Gebrauch durch die kriechende Aufführung der hiesigen Geistlichkeit geworden, daß sie jedesmal, wenn ihnen etwas geschenkt worden ist, sich öffentlich dafür bedanken müssen. Wenn sie eigennützig sind und gern diese Geschenke wiederholt haben wollen, so kann sie nichts von dieser Schuldigkeit dispensiren. Ein Kaufmann, der seinem Hauslehrer Leinewand geschenkt hat, verlangt gewiß auch, daß sein Hauslehrer, sobald ihm in dem Seminarium, in welchem die dortigen Candidaten nach der Reihe in einer gewissen Kirche predigen müssen, die Reihe trifft, sein Geschenk an heiliger Stelle erwähne. Er würde ihm gewiß nie wieder etwas geben, wenn er nicht auf diesem Platze die Freygebigkeit seines Principals rühmte, und dem versammelten Volke öffentlich kund thäte, was er für ein glücklicher Mensch sey. Ja es geht so weit, daß ich selbst einen in Amte stehenden Geistlichen auf der Canzel die Wohlthat des Magistrats, die er an einen Unwürdigen, wie er sich nannte, verschwendet habe, habe preisen hören, und welche darin bestand, wie ich und das ganze Volk hören konnte, daß der Magistrat ihm 10 Rthlr. zu Holz geschenkt habe. Du bist ein Unwürdiger, mit Recht hast du dich so genennt, und dir selbst dein Urtheil gesprochen. Hast du denn an diesem Platze keiner andern Wohlthaten

thaten zu gedenken, keine wichtigern Geschenke anzuführen, die der, dessen Diener du seyn willst, täglich der gesamten Menschheit erweiset? Ich dächte doch; und daß man an diesem Orte solche Dinge gar nicht erwähnte, und auf keine Weise der Eitelkeit dieser Menschen zu schmeicheln suchte. Wenn du danken willst, so danke Gott, dies ist die Bestimmung deiner Canzel, und laß die Menschen von ihr weg, weil jeder Vernünftige unter deinem langen Ermel doch die ausgestreckte Hand gewahr werden wird, die gern noch mehr haben will.

Noch ein auffallenderes Beyspiel dieser Art muß ich Ihnen mittheilen. In Zittau sind nur gewisse Häuser mit der Braugerechtigkeit beliehen, und werden Bierhöfe genannt. Ihre Besitzer haben das alleinige Recht Bier zu brauen und zu verkaufen, und befinden sich dadurch in dem Besitz, die andern Einwohner der Stadt, und die Dörfer, welche dem Magistrat gehören, tyrannisiren zu können, und Bier zu brauen, wie es ihnen gut dünkt, wovon wir weiter unten hören werden.

Einige von ihnen besitzen die Complaisance, an die Geistlichen, wenn sie gebrauet haben, ein Fäßchen Bier als Geschenk zu schicken. Dies ist natürlich diesen Herren überaus angenehm, und

einer

einer der dortigen Geistlichkeit pflegt sich allemal am Neujahrstag bey denen, die im vergangenen Jahre seine Seele mit einem Labetrunk erfreuet haben, auf das eifrigste zu bedanken, und ihnen Glück, Heil und Segen von Gott dafür anzuwünschen. Wenn werdet ihr aufhören, ihr Geistlichen! ihr öffentliche Lehrer! die ihr durch Uneigennützigkeit und durch Entbehrung eurem hohen Vorbilde ähnlich werden sollt, wenn werdet ihr aufhören diese mönchische Denkungsart, diese Begehrlichkeit blicken zu lassen, wenn werdet ihr anfangen, nur das zu sagen, was gesagt werden muß, und euch und euer Einkommen aus dem Spiele lassen? Es setzt euch bey den Vernünftigen unter euren Zuhörern auf jede Weise herunter, und welcher edeldenkender Mensch kann Wohlthaten von solchen Menschen annehmen, die unter der Bedingung eines solchen erniedrigenden Posaunenlobs Wohlthäter ihrer Nebenmenschen werden? Keiner! es gehört ein stumpfer niedriger Sinn dazu, der sich auf keine Weise mit den Eigenschaften eines Lehrers der Wahrheit reimen läßt, wenn ein Mensch sich so weit herablassen kann. Von Seiten der Fürsten und der Obrigkeiten sollte man einem solchen Betragen dadurch Einhalt thun, daß man der Geistlichkeit bessere Besoldung gäbe; und alsdenn sollte man solche kriechende Menschen von den Lehrstühlen entfer-

nen, und sie sich und ihr Amt nicht auf diese Art preisgeben lassen. Dann würden edle und freymüthige Männer weit ehr sich zu diesem Stande bestimmen, die jetzt diese Erniedrigung scheuen, und einen solchen Stand verachten, wo man entweder ein Heuchler oder ein Dummkopf, Sklave oder ein Bettler seyn muß.

Noch ein anderer Gebrauch herrscht in der ganzen Oberlausitz, der für manchen Geistlichen äusserst unangenehm seyn muß. Er ist catholischen Ursprungs, und erhält sich vorzüglich in solchen Ländern, in deren Nähe Catholiken wohnen. Er besteht in dem Singen der Evangelien und Episteln, welches der gemeine Mann ausdrücklich verlangt, und wodurch mancher Geistliche, wenn auch sein Kopf leer ist, und nur seine Kehle wohl tönt, sein Glück machen kann. Mir haben dergleichen Gebräuche immer ein Beweis eines sehr sinnlichen Gottesdienstes geschienen, wo man keine Anbetung im Geist und in der Wahrheit erwarten darf. Unter sie gehört auch die Kirchenmusik. Dies ist auch ein Gebrauch, der sich aus dem sinnlichsten Gottesdienst, den es geben kann, aus dem catholischen noch herschreibt, und der weit mehr die Andacht stöhrt, als daß er das Herz erheben und in ihm eine reine Flamme der Andacht entzünden sollte. Wenn man zumal die

Kirchenmusiken erwägt, die auf den Dörfern und in kleinen Städtchen angetroffen werden, so kann man sich der Betrachtung nicht enthalten, daß ein solch Geplärre weit eher geschickt ist, widrige und unangenehme Empfindungen zu erwecken, als das Herz in eine sanfte und ruhige Stimmung zu versetzen, die doch zu der Andacht unumgänglich nöthig ist. Wozu also dergleichen Kirchenmusiken, die das Ohr beleidigen, und bey denen man nichts bessers thun könnte als schlafen, wenn das Geplärre der singenden, und der unharmonische Klang der Instrumente, eine solche bessere Anwendung der Zeit erlaubte. Wenn die Musik nicht so rein, so sanft und lieblich ist, als die, welche ich in Herrnhuth gehört habe, so möchte sie immer wegbleiben; aber eine solche und einen solchen Gottesdienst wünscht' ich allen Kirchen. Es ist der nämliche Fall mit dem Singen der Evangelien und Episteln; von denen die ersten wegen ihres historischen Styls, und die letztern wegen ihres dogmatischen und philosophischen Vortrags gar keines musicalischen Ausdrucks fähig sind. Aber es muß einmal hierin den Vorurtheilen des gemeinen Mannes nachgegeben werden.

Das Singen legt nicht allein den Geistlichen einen gewissen Zwang auf, in den Städten werden sie von einer noch üblern Gewohnheit tyranni-

rannisirt. Es ist schon so oft wider das ewige Predigen über die Evangelien geeifert worden, und bey manchen Köpfen mit Recht, weil es nicht jedermann gegeben ist, Anwendungen der historischen Facten, die sie enthalten, auf das gemeine Leben zu machen; ohnerachtet ein guter Kopf weit lieber über die Evangelien als Episteln predigen wird. Man hat hierin eine Aenderung und eine freie Wahl des Textes für den Lehrenden gewünscht. Hier ist es aber nicht genug, daß man jeden Sonntag einmal darüber predigt; es muß jeden Sonntag zweimal Vor- und Nachmittag über das Evangelium geredet werden. Wie sehr muß also nicht ein jeder Geistlicher befürchten, daß ihm derjenige, welcher Vormittags predigt, seine Gedanken wegnimmt, eine ähnliche Materie gewählt hat, und daß er, da man Beispiele findet, daß zwey verschiedene Menschen einerley beinahe mit den nämlichen Worten sagen, zumal wenn sie, wie das bey Predigern oft der Fall seyn kann, Eine Quelle benutzen, in die Verlegenheit gesetzt wird, das nämliche, was vor einigen Stunden gesagt worden ist, zu wiederholen.

In der Fastenzeit wird in Zittau nichts gethan, als gepredigt. Alle Abende werden Predigten gehalten, welche man Vesperpredigten nennet, und die der Seltenheit wegen sehr oft besucht wer-

den. Der erste Zittauer Geistliche heißt der Primarius, und hat eine sehr gute und einträgliche Stelle. Vermöge des Ansehns, in welchem die Prediger hier allenthalben stehen, und welches im Ganzen genommen ein Kennzeichen des Mangels der Cultur ist, könnten diese Herren, wenn sie wollten, sehr viel auf ihre Untergebenen wirken. Verlöhren sie nicht durch jene Begehrlichkeit, die sie auf der Canzel blicken ließen, durch jenes Fugen und Nachgeben gegen die Anforderungen des Stolzes, so würden sie noch weit mehr in Achtung stehen, als jetzt. Ich kenne kein Land, wo die Geistlichen in größerer Achtung stehen, als Curland, und weiß keinen Ort, wo sie mehr verehret werden, als die Reichsstädte. Aber beide sind auch dafür bekannt, daß es bey ihnen noch sehr dunkel ist, und daß kaum ein Strahl der Morgenröthe die dicke dunkle Nacht erhellt hat, in welcher die Einwohner leben. Ich kann mich nicht enthalten allen Geistlichen noch einmal zuzurufen, und sie zu bitten, ihre Habsucht fahren zu lassen, lieber zu entbehren, und wie Johannes in der Wüsten ohne allen Eigennutz zu leben, und sich mit wenigem begnügen zu lassen, als so die Lehre ihres Herrn zu schänden, und dieses hohe Muster, das so uneigennützig, so ohne eignen Vortheil, für die Menschen sich aufopferte, ohne alle Wirkung auf sich seyn zu lassen, so ohne alle Bemühung

ihm nachzuahmen bloß von ferne anzublicken. Sichtbar wird vorzüglich diese Habsucht in den Beichtstühlen, wo immer einer den andern um die Zahl seiner Beichtenden beneidet, wo immer diejenigen, welche mehr geben, den andern weniger gebenden vorgezogen werden. Wenn ihr doch nicht Sünde für Geld vergeben müßtet, wenn doch der Mensch nicht glauben müßte, daß, wenn er sein Beichtgeld gegeben hat, er nun leichter von euch geht, und daß ihr ihm um Gold oder Silber die Last seines Herzens und seines Gewissens abgenommen hättet. Wenn wird dieser Sündenhandel aufhören, wenn werden wir aufmerksam genug werden, seinen bösen Einfluß auf die Gemüther der Menschen zu bemerken, und ihn alsdenn abschaffen!!

Es giebt hier wirklich beynahe in allen Ständen so ausgezeichnet viel zu tadeln, daß man nicht fertig werden könnte, wenn man alle diese einzelne übeln Gebräuche durchgehen wollte. Eines einzigen muß ich hier noch gedenken, der äusserst unbequem ist und auf den Canzeln eingeführt ist. Er besteht darin, daß man alle Sonntage die Gebohrnen, Gestorbenen und Getraueten eines Zeitraums von 14 Tagen abliest, und alles Titelceremoniell dabey beobachtet. Man wiederholt also jeden Sonntag die, welche schon

vorigen Sonntag abgelesen worden sind, weil man allemal einen Zeitraum von zwey Wochen dazu nimmt. Die Zuhörer, zu deren Bequemlichkeit diese Einrichtung eigentlich gemacht seyn soll, damit sie doch alles erfahren, was von dieser Art im Publicum vorgegangen ist, haben dabey lange Weile, und der Prediger muß wenigstens eine gute Viertelstunde länger sprechen, ohne daß diese Bemühung irgend jemanden Nutzen schafft.

Ich habe zwar gesagt, daß ich von allen den Sottisen dieses Standes, welche hier eingeführt sind, nur noch einer einzigen gedenken wollte; aber ich finde, daß ich mein Wort zurücknehmen muß. So eben fällt mir noch eine ein, die die größeste und seltsamste ihrer Art ist, und die wol in dem Archiv theologischer Plattitüden aufbewahrt zu werden verdiente. Sie betrifft das öffentliche Kirchengebet. Ehedem war in allen Chursächsischen Landen ein andres Kirchengebet gewöhnlich, man fand aber, daß es, wie so viele andere Dinge, die ehemals recht gut und schicklich waren, jetzt aber nun nicht mehr angehn, für unsre Zeiten nicht mehr tauge und passe. Wie also der letztere Krieg ausbrach, wurde in allen Chursächsischen Landen ein neues Kirchengebet eingeführt, worin sich zwar einiges auf den Krieg bezog, das aber nach geendigtem Kriege wieder herausgelassen

werden sollte. In Zittau mußte denn nun also auch das neue Kirchengebet eingeführt werden; man war darüber sehr verlegen, glaubte mit dem alten Kirchengebete einen Theil der Religion zu verliehren, hielt es für Profanation sich an einem so heiligen Stücke ihres Rituals, das Jahrhunderte sancirt hatten, zu vergreifen, mußte aber doch den höhern Befehlen des Dresdener Kirchenraths nachgeben. Sie drehten die Köpfe im Magistrat und im geistlichen Ministerium hin und her, und sannen auf ein Mittel, um ihre alten Gebräuche nicht zu verlassen, und doch ihren Gehorsam zu beweisen. Beides wollten sie gern vereinigen, konnten aber nicht darüber einig werden; endlich fiel es einem Vater der Stadt ein, ob es denn nicht auf diese Weise eingerichtet werden könnte, daß man beide Gebete, das ältere, nach der Ehre, die dem Alter gebührte, zuerst, und das jüngere, nach der Bescheidenheit, die eine so schöne Zierde der Tugend wäre, zuletzt verlesen könnte. Man wunderte sich, daß man auf diesen simpeln, einfachen und gottesfürchtigen Gedanken, weil man doch nie im Gebete zu viel thun könnte, nicht ehr gefallen sey, und diese leichte Art, beide Pflichten, die Pflicht gegen ihr altes Kirchengebet, das sie von Jugend auf gehört hätten, und die Pflicht des Gehorsams gegen ihren Landesherrn zu vereinbaren, nicht ehr ausfindig gemacht habe.

Es

Es wurde also dieser Vorschlag gebilliget, und seit dieser Zeit werden in Zittau jedesmal beide Kirchengebete verlesen, und durch diesen Aufwand von Zeit und jene lange Liste von den Gebohrnen und Gestorbenen die Predigten langweilig gemacht und zuweilen bis zu 2 Stunden ausgedehnt.

Der Magistrat in Zittau hat auch die Gerichtsbarkeit über die Geistlichen seines Gebiets. Der jedesmalige Oberstadtschreiber führt sie ein, und sie müssen in Civil- und geistlichen Dingen von dem Magistrat Befehle annehmen; er ist ihr Forum, und sie müssen sich vor ihm stellen, wenn er es verlangt. Alle Rittergutsbesitzer, die die Gerichtsbarkeit auf ihren Gütern haben, üben gleiche Rechte aus, und der Geistliche wird von den Mitgliedern eines ganz fremden Standes gerichtet. Diese Einrichtung ist sehr unbequem, weil doch diese Herren des Magistrats in sehr vielen Fällen, wo es auf Predigererfahrungen ankommt, die nöthige Einsicht unmöglich haben können, um diese Fälle und ihre Eigenheiten gehörig zu durchblicken und zu entscheiden.

Alle Einwohner der Oberlausitz sind von jeher zu einer gewissen Art von Schwärmerey in

Religionssachen aufgelegt gewesen, und Neuerungen in Absicht auf Mystik haben bey ihnen immer ihr Glück gemacht. In vorigen Zeiten lag wol der Grund darinne, weil sie so nahe an das catholische Böhmen gränzten, und weil sie dort mit dem sinnlichen Gottesdienst dieser Religion bekannt wurden, und Ceremoniell und viele Dinge zum Wesen der Religion zählten, die sie bey der ihrigen vermißten, und durch etwas andres zu ersetzen suchten. In den spätern Zeiten, wie die Fabriken etablirt waren, suche ich den Grund dieser abgesonderten Gesellschafft, in dem contemplativen Leben der Fabricanten, die durch das beständige Sitzen ihr Blut verdicken, und zur Hypochondrie und schwärmerischen Vorstellungen dadurch geneigt werden. Man wird kein Land antreffen, wo auf den Dörfern seltsamere Meinungen in Absicht auf Religion und Gottesdienst herrschen, als hier. Es geht so weit, daß während der Zeit, da ich mich dort aufhielt, in einem benachbarten Dorfe ein Weber dem Geistlichen öffentlich auf der Canzel wegen eines Satzes, der ihm nicht gefiel, widersprach und ihn zu widerlegen suchte. Auch einige Geistliche scheinen an solchen Vorstellungen krank zu liegen, welches aus ihren mystischen Vorträgen und aus dem häufigen Gebrauch der Offenbarung Johannis sichtbar wird.

Ein

Ein Geistlicher in einen benachbarten Orte, legte vor einiger Zeit, ohne jemanden etwas davon vorher gesagt zu haben, sein Amt öffentlich vor seiner Gemeinde nieder, weil er sich, wie er sagte, nicht mehr würdig genug dazu fühlte.

Rosenkreuzer, Schwenkfelder und dergleichen Secten trifft man überall an. Von den Herrnhuthern brauche ich in dieser Rücksicht nichts zu erwähnen, weil es jedermann weiß, daß sie hier entstanden sind. Graf Zinzendorf hätte auch keinen schicklichern Boden finden können, als den hiesigen, um seine Lehre fortzupflanzen, weil, wie ich oben erwähnte, die Fabricanten, wegen ihrer sitzenden Lebensart, schwermüthige Vorstellungen von Buße und Bekehrung und mystische Theologie über alles lieben. Ueberhaupt hat sich von den Mährischen Brüdern her ein gewisser Speculationsgeist über Sachen der Religion bey den Bewohnern dieses Landes erhalten. Weil sie ehedem so vieles unschickliches in dem catholischen Gottesdienst fühlten, so gewöhnten sie sich zum Nachdenken darüber, und dieses Nachdenken nahm eine schiefe Richtung.

So viel über den Religionszustand dieser Stadt und Gegend. Wir wollen nun uns weiter ausbreiten und andere Gegenstände betrachten.

Moden, Luxus, und Hochzeitgebräuche.

Die Moden und der Luxus veranlassen einen aufmerksamen Beobachter zu einer doppelten Betrachtung. Findet er sie in einer Gegend bis zu einem gewissen Raffinement getrieben, so muß er urtheilen, daß es hier mit der Aufklärung aus sey, und daß ihre Stelle Verfeinerung, ihre Stieftochter und unächtes Kind, eingenommen habe. Findet er aber, daß eine Gegend ganz unbekannt mit den Moden und Bequemlichkeiten des Lebens ist, daß nur ein gewisser Luxus in den ganz sinnlichen Dingen, welche zu unserm Leben gehören, herrscht, als z. B. in Essen und Trinken, alsdenn hat er auch gerechte Ursache, zu urtheilen, daß eine solche Gegend und ein solches Volk in allen Dingen noch unendlich weit zurück ist, und daß der Geist der Bewohner dieser Gegend sich noch nicht bis zu einem gewissen Schwung und zu einer gewissen Höhe erhoben hat. Wenn jene Verfeinerung, jenes übertriebene Raffinement in einer Gegend ihre Wohnung aufschlägt, dann ist

es um wahre Aufklärung geschehen, weil alsdenn jeder Stand aus der Bahn, welche ihm die Ordnung der Dinge angewiesen hat, heraustritt, sein Ziel verkennt, und eine unglückliche Mischung aller Stände die unvermeidliche Folge davon ist. Jeder verkennt alsdenn die Pflichten, welche ihm sein Stand auflegt, legt sich selbst neue auf, und vergißt, daß dem Menschen in dem Kreise, in welchen ihn sein Schicksal gesetzt hat, genug zu thun übrig bleibt. Vom Bauer bis zu dem Kaiser muß ein jeder aufgeklärt werden, das heißt, diejenigen Dinge kennen lernen, welche um ihn liegen, den richtigen Gebrauch seiner Kräfte einsehen, und keine Wirkung annehmen, deren Ursache er nicht kennt. Man sieht leicht ein, daß also Verfeinerung ganz etwas andres als Aufklärung ist.

Die Moden und der Luxus haben allerdings einen gewissen Einfluß auf Aufklärung. Es muß den Menschen doch unendlich viel daran liegen zu wissen, was der menschliche Geist hierinnen vor andern ersonnen, welche Bequemlichkeiten er zu ihrem Besten erfunden hat. Wenn diese Kenntniß alsdann in den gehörigen Schranken bleibt, so kann der Mensch allerdings das Beste aus ihnen wählen, sich seinen Zeitgenossen gleichstellen

und die Bequemlichkeiten, welche der erfinderische Geist des Auslandes erfand, zu den seinigen machen. Ein Volk, das nicht ganz altväterisch gekleidet ist, das einen gewissen Sinn für das Schöne hat, veranlaßt gewiß jeden Reisenden, ihm auch in andern Dingen, die zwar nicht gerade mit den Kleidungen in näherm Bezug stehen, helle Begriffe und eine vorurtheilsfreie Denkungsart zuzutrauen. Bleibt es aber auch in diesen Dingen nur da, wo es war, so wird es wahrlich auch nicht die bessern Entdeckungen des Auslandes zu den seinigen gemacht haben, und gerade noch da in Künsten und Wissenschaften stehen, wo man damals in ganz Europa stand, als diese altväterische Kleidertracht Mode war. Die Wahrheit dieses Satzes habe ich auch in Zittau bestätigt gefunden.

Die Frauenzimmer sind in Absicht auf ihre Moden immer um zehn Jahre zurück, und jede neue Mode darf nicht über die Zittauer Grenze kommen, ohne in die Gefahr zu gerathen, für Contrebande erklärt zu werden. Dies giebt allen Damen ein so altfränkisches und unelegantes Ansehen, das gar nicht zu ihrem Vortheil ist. Ueberhaupt hab' ich hier kein einziges interessantes Gesicht gesehen, das meine Aufmerksamkeit erregt hätte.

hätte. Es giebt Gegenden und Oerter, die in Besitz schöner weiblichen Figuren und Gesichter zu seyn scheinen, wie z. B. Dresden, wo beinahe in allen Gesichtern eine gewisse Lieblichkeit und ein gewisses Ebenmaaß sichtbar wird; aber auch wieder andere Städte und Gegenden, wo man grade das Gegentheil antrifft, wo nicht die geringste Spur von Schönheit in allen Gesichtern anzutreffen ist, und wenn sie auch gleich nicht heßlich sind, doch auch nicht das geringste anziehende an sich haben. Zittau und Leipzig sind davon ein Beweis.

In Leipzig muß man die schönen Gesichter nicht unter dem vornehmern Theil der Einwohner suchen; gerade die unterste Classe von Menschen, die jungen Mägde übertreffen gewöhnlich ihre Herrschaften in Absicht auf weibliche Reize.

In Zittau ist aber auch dieser Theil der Einwohner nicht schöner, als der vornehmere. Die Leipziger und Dresdner vornehmen Damen hörte ich einmal auf eine sehr wahre und treffende Art characterisiren. Die Dresdner wären in Absicht auf ihre Gestalt und ihre schönen Kleider mit den Papagoien zu vergleichen; sie hätten sich auch so wie diese einige Redensarten eigen gemacht,

bräch=

brächten sie aber mit eben so wenig Schicklichkeit und eben so wenig passend an. Die Leipzigerinnen aber wären schweren und steifen Geldsäcken ähnlich, welche auch gewöhnlich ihr größtes Talent ausmachten; und so wie diese sich nur gegen ihres Gleichen öffneten, sonst aber immer dumm und stolz da stünden, stünden jene auch da, und würdigten niemanden, der nicht hierin eine gewisse Aehnlichkeit mit ihnen hätte, einiger Aufmerksamkeit. Mir hat diese Vergleichung ziemlich genau und wahr geschienen.

(Hievon die Fortsetzung im fünften Bande.)

XIX.

Von der Münsterschen Garde.

Die Hochfürstl. Münstersche Leibgarde besteht aus einer gewissen Anzahl junger Leute, die sich theils durch gute Aufführung, Fleiß und Diensteifer, bey den Regimentern, bey welchen sie als Cadets gestanden, ausgezeichnet haben, theils aus solchen, denen die Geburt das Vorrecht gegeben, durch gute Empfehlung, unmittelbaren Anspruch auf ihre Aufnahme zu machen, von welchen sie auch den Namen einer adlichen Leibgarde führet. Jene sind die Garden, diese die Cadets der Garde. Sie besteht aus einer Compagnie, und diese aus sechs Brigaden. Jeder Brigade ist ein Brigadier vorgesetzt, welcher beym Corps als Cornet der Cavallerie patentirt ist, dann ein Wachtmeister und ein Quartiermeister, die beide das Patent als Lieutenants von der Cavallerie haben. Drey Lieutenants werden als Stabsofficiere bey den Regimentern angesehen. Die Compagnie commandirt ein Capitain, und dieser ist dermalen (nachdem der regierende Graf von Schaumburg Lippe das Commando der sämtlichen Münsterschen Truppen, als General-Lieutenant en chef, übernommen hat,) der Herr General-Major, Freyherr von Wenge.

Zum Stabe gehören noch ein Auditeur, Oberbereiter, Fechtmeister, Tanzmeister, Voltigirmeister, Sprachmeister und Compagniechirurgus. Die Compagnie ist beritten. Ihre Mondirung ist dunkelblau mit silbernen Schleifen, rothen Aufschlägen und Kragen, paille Westen und Beinkleidern, besetzten Hüten und weissen Mänteln. Die Degen haben silberne Gefäße und Griffe, und die Koppelschlösser sind von Silber, worauf der Namenzug des Churfürsten mit dem Churhut angebracht ist. Sie tragen Cordons auf den Hüten und Portd'epees, wodurch sie von den Cadets und Unterofficieren bey den Regimentern sich unterscheiden. Ihr Dienst bezieht sich lediglich auf die Person des Churfürsten; ihr Posten ist vor der Antichambre und an der Tafel zu beiden Seiten. In der Abwesenheit des Herrn geben sie nur zwey Mann Wache, welche auf den Stall und das Hotel Acht haben. Wöchentlich wird, auch ausser der eigentlich dazu bestimmten Zeit, einmal, entweder zu Pferde, oder zu Fuß, exercirt. Zur Verpflegung der Pferde sind 8 Stallknechte bestellt, und die Stallwache hat gleichfalls darauf zu sehen.

Ihre monatliche Gage sind 10 Thaler in Pistolen zu 5 Thalern. Bey seiner Aufnahme

muß

muß der Rekrut für den Degen und das Koppelschloß das Gewicht des Silbers baar erlegen, welches ihm bey seinem Avancement zum Officier, oder verlangten Abschied, wieder ausgezahlt wird. Alle zwey Jahre bekommen sie neue Uniform von Kopf zu Fuß, auch ein paar lederne Beinkleider, Stiefeln, etliche Paar Strümpfe, Stiefelmanschetten, Halstuch und Zopfbänder. Auf der Mondirungskammer liegt immer für jeden eine neue Uniform vorräthig, welche nur an Gallatagen gebraucht und nachher wieder abgeliefert wird.

Im Jahr 1767 ist aus der churfürstl. Schatoulle für die adeliche Leibgarde ein großes Hotel erbaut, worin die Wohnungen sehr bequem eingerichtet sind, und die Cadets und Garden zu vieren in zweien möblirten Schlafzimmern und einem Vorzimmer, auch in einem Flügel des Hotels, zu zweien in zwey Zimmern wohnen. Inngleichen wird von seiner monatlichen Gage $1\frac{1}{3}$ Thlr. für Wohnung, Feuer und Licht abgezogen. Jüngeren, welchen man ihre eigne Haushaltung noch nicht anvertrauen kann, ist einer von den Brigadieren zum Vormund gesetzt, und die wohnen gewöhnlich neben ihrem Zimmer, damit sie zugleich auf ihre Handlungen ein Aug' haben können. An einer abgelegenen Seite ist das Krankenzimmer,

 wo

wo die Kranken, auf Unkosten der Compagnie der besten Verpflegung geniessen, und noch abgelegner das Carcer, wo der Arrestant, nach Beschaffenheit des Fehlers, lang, krumm, oder gar nicht geschlossen wird. Abends um halb zehn wird, das ganze Jahr hindurch, das Hotel geschlossen, und die Schlüssel von der Stallwache an den Quartiermeister abgeliefert; auch visitirt der die Aufsicht habende Brigadier die Zimmer, und nach zehn Uhr wird kein Licht mehr gestattet. Man bauet itzt an einem großen Nebenhause, worin ein Gastgeber gesetzt wird, bey dem alle, die zur Garde gehören, ihren Tisch haben werden. Noch behält die Casse von der monatlichen Gage 1 Rthlr. ein, worauf, bey erfolgtem Avancement, dem angehenden Officier, für jeden Monat, den er bey der Garde gestanden, 1 Rthlr. wieder erstattet wird.

Der Hauptzweck dieser Einrichtung ist die Erziehung solcher jungen Leute, die meistens in Kriegsdiensten dem Lande brauchbar werden können, und es fehlt ihnen zu dem Ende an keiner Beschäftigung, weder des Geistes, noch des Körpers.

Sie erhalten in der Mathematik, Taktik, Zeichenkunst, den Sprachen und der Moral Unterricht.

Um den Lehrling zu der erstern den Weg zu bahnen, werden alle bey einer jährlichen Prüfung in drey Classen vertheilt. In der untern werden blos die Rechenkunst, die Anfangsgründe der Algebra und etwas von der practischen Geometrie gelehrt, in der zweiten wird die Elementargeometrie vorgetragen, und in der ersten erhält der Zögling Anweisung zu der höheren Mathematik und ihrer Anwendung. Eben die Eintheilung ist auch bey den Regimentern, unter den Cadets und Unterofficieren, welche mathematische Collegia besuchen wollen, wodurch sich diese zugleich zur künftigen Aufnahme in die Garde den Weg bahnen können. Jeder dieser Classen ist ein Officier als Lehrer vorgesetzt, und werden die Lehrstunden sowol von dem die Aufsicht habenden Brigadier der Garde, als von einem Hauptmann der Regimenter, täglich besucht.

Die Tactik wird fürs ganze Corps der Officiere öffentlich gelesen, und dieser Vorlesung, die in einem Hörsaal des Hotels geschieht, wohnen nur die Garden der ersten Classe der Mathematik bey.

Zur Zeichenkunst sind täglich zwey Stunden ausgesetzt. Auch hier waltet die Eintheilung in Classen ob. In der untern wird der mechanische

Zeichner gebildet, in der zweiten die reguläre und irreguläre Kriegsbaukunst gelehrt, und in der ersten werden Attaquen, Topographie und tactische Bewegungen gezeichnet. Auch diesen Lehrstunden sind zwey Officiere vorgesetzt, und die Cadets der Regimenter können sie ebenfalls besuchen, und sich dadurch zur weitern Beförderung qualificiren.

Die Sprachen, in denen Unterricht gegeben wird, sind die deutsche und französische. Die deutsche wird nach Gottsched gelehrt, und sowol auf recht- als gutschreiben Rücksicht genommen. Auch über diese Lehrstunde hat ein Officier die Aufsicht. Zur Erlernung der französischen Sprache sind die Garden wieder in zwey Classen eingetheilt, und dazu zwey Lehrstunden bestimmt, doch so, daß, indem die eine Classe diesen Unterricht hat, die andere indessen einer andern Unterweisung genießt.

Jeden Sonntag Morgen wird die Moral gelehrt, und werden darin nur die allgemeinen christlichen Pflichten behandelt. Einer der Brigadier ist dieser Stunde vorgesetzt. Auch wird am Sonntag, vor der Kirchenparade, auf dem großen Hörsaal, in Gegenwart sämtlicher Officiere, die Probe des wöchentlichen Fleißes im Schreiben und Zeichnen nachgesehn und beurtheilt, wie denn

fast alle 6 Wochen der Fortgang in den mathematischen Wissenschaften, in Beiseyn des Ministers von Fürstenberg und des regierenden Grafen von Schaumburg Lippe, geprüft wird.

Die Leibesübungen bestehen im Reiten, Fechten, Voltigiren und Tanzen.

Im Reiten wird nur so fern jeder insbesondre unterwiesen, damit er einen natürlichen, ungezwungenen Sitz bekomme, und die Führung seines Pferdes lerne. Das übrige und wissenschaftliche der Reitkunst wird nur solchen gelehrt, deren natürliche Bildung mehr Anlage und Geschicklichkeit vor andern versprechen läßt. Diese werden dem Oberbereiter zur Hülfe in der Schule gegeben und aus ihnen nachher die Officiere der Cavallerie genommen.

Beym Fechten ist aus den verschiednen Arten dieser Kunst das Beste gewählt, und überhaupt die italienische Stellung und die französische Art eingeführt. Eine Stunde täglich ist dieser Beschäftigung gewidmet.

Auch zum Voltigiren wird täglich eine Stunde verwendet, und geschieht solches mit der größten Vorsicht, so daß in allen diesen Jahren, auch

bey den gefährlichsten Sprüngen, kein Unglück vorgegangen ist. Keiner darfs, wenn nicht der Meister dabey ist, für sich üben.

Die Stunden zum Tanz wechseln mit den Stunden für die französische Sprache, so daß, wenn die eine Classe in Französischem Unterricht erhält, die andere unterdeß den Tanzboden besucht.

Die nöthigen Bücher zur Erlernung bemeldeter Wissenschaften und sonstigen nützlichen Lectür werden aus der auf Unkosten der Gardecasse angelegten gemeinschaftlichen Bibliothek jedem gegen einen Revers geliehen. Die Auswahl der Bücher hängt von dem Minister, dem Chef der Truppen und dem Commendanten der Leibgarde ab.

Die Beförderung der Garden und Cadets der Garde geschieht, bey Erledigung einer Officierstelle, nach dem Alter der Dienstjahre, wenn übrigens die Fähigkeiten gleich sind.

XX.

Nachrichten

von der

Frankfurtischen Garnisonschule;

nebst

Vorschlägen über die Soldatenehen.

Weil Sie also, mein theurester Freund, meynen, daß die Nachrichten von den Garnisonschulen für Ihr Publicum nicht ganz uninteressant sind; so will ich von einer, die ich selbst gesehen habe, ein paar Worte sagen. Es ist die zu Frankfurt an der Oder. Die ganze Einrichtung derselben hat mir vorzüglich wohlgefallen. Ich lege diesem Schreiben eine ausführliche Nachricht bey, von dem ganzen Lehrplan, der Methode und der Zucht, die mir der Herr Feldprediger Krüger, auf mein Ersuchen, mitgetheilt hat, und aus der Sie sich von der Richtigkeit meines Urtheils überzeugen können. Für das Publicum will ich nur eins und das andere aus derselben ausheben.

Die Garnisonschule dieses Regiments hatte vor einigen Jahren noch eben die schlechte Verfassung, die alle in vorigen Zeiten gehabt, und die meisten wol noch haben; das heißt: es war kein tauglicher Lehrer, kein Schulhaus, kein geräumiges Zimmer da; es bekümmerte sich niemand darum, ob die Kinder zur Schule gingen, oder nicht, u. s. w. — Ein vornehmer edelgesinnter

sinnter

sinnter Menschenfreund half dem wesentlichsten dieser Mängel vor einiger Zeit mit einemmal ab. Es ließ derselbe auf seine Kosten ein ganz neues, schönes, zweckmäßig eingerichtetes, und sehr bequem (nahe an den Casernen) gelegenes Schulhaus aufbauen, in dem zugleich zwey Lehrer bequem wohnen können, und bey dem ein recht artiger kleiner Garten für dieselben angelegt ist. Eben dieser Menschenfreund bestimmte ein verhältnißmäßiges, recht ansehnliches Gehalt für einen Lehrer. Und damit waren also die Hauptschwierigkeiten gehoben.

Man hatte ferner das Glück, einen ungemein brauchbaren Mann zum Lehrer zu erhalten. Dieser Mann hat, wie ich aus eigener Beobachtung versichern kann, sehr viel Talent, mit Kindern umzugehen, ihre Aufmerksamkeit zu fesseln, und bey ihnen ohne harte Behandlung Ordnung und Ruhe zu schaffen. Ich habe mit Vergnügen angesehn und angehört, wie er den kleinen Kindern die Buchstabenkenntniß beibrachte, und sie auf die beste Art bey dieser trocknen Beschäftigung in Munterkeit und freier Aufmerksamkeit zu erhalten wußte. Kinder von vier Jahren, welches das Alter ist, wo sie aufgenommen werden, sollen auch nach Verlauf eines halben Jahres fertig lesen lernen. Der größte Theil der Kinder

schreibt

schreibt recht gut; und der fleißige Mann wendet seine Zeit außer den Schulstunden dazu an, das geschriebene zu verbessern, und von neuem etwas vorzuschreiben. Es hat mir recht leid gethan, daß ich seinem catechetischen Unterricht über den Rochowschen Kinderfreund nicht habe beiwohnen können; der mir von verschiedenen als vortreflich angerühmt ward, und woran selbst der Chef des Regiments, der Durchlauchtige Herzog Leopold von Braunschweig, sein großes Wohlgefallen bezeigte. – Den Religionsunterricht ertheilt der Herr Feldprediger Krüger im Schulhause wöchentlich mehrere Stunden das ganze Jahr hindurch.

Außer dem Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen und der Religion erhalten die Kinder noch einige Kenntniß der Erdbeschreibung, Geschichte, Naturgeschichte und Landesgesetze. Die ganze Anzahl der Kinder beläuft sich auf 300 und drüber; und ist in 2 Classen eingetheilt, von denen jede täglich 4 Stunden Unterricht hat. Wenn man diese Anzahl bedenkt, so wird man sich gewiß wundern, daß ein Mann mit 150 Kindern, die er jedesmal zusammen hat, so viel gutes ausrichten, und so viel Ordnung, Ruhe und Stille ohne gewaltsame Mittel erhalten kann. – Von Seiten des Chefs des Regiments, und der einzelnen Compagniechefs wird darauf gehalten,

daß

daß die Eltern die Kinder regelmäßig in die Schule schicken.

Es gereicht dem Lehrer sowol, als den Kindern zu einer großen Aufmunterung, daß der verehrungswürdige Chef des Regiments, mehrere der Herren Officiere, auch andere aufgeklärte und angesehene Einwohner Frankfurts, die Schule zuweilen besuchen, und insonderheit den öffentlichen Prüfungen beiwohnen. Bey diesen letztern läßt der Herzog Leopold *) den Kindern die nöthigen Schulbücher zur Aufmunterung und Belohnung ihres Fleißes austheilen. – – Man hat auch darauf gedacht, einen zweiten Lehrer anzusetzen; und man ist vielleicht jetzt schon damit zu Stande gekommen.

Diese Nachricht, mein theurer Freund! hätte ich Ihnen schon lange schicken können, und wirklich geschickt, wenn ich nicht die Absicht gehabt hätte, ihr einige andere Bemerkungen und Betrachtungen anzuhängen.

Ich

*) Der leider, wie zu bekannt, nun nicht mehr ist; dessen Andenken aber nunmehro die Kinder in einem jährlichen eignen Feste feiern werden, zu dessen Fond Personen aus allen Ländern Europa's subscribirt haben.

Ich wollte nemlich von mehrern Regimentern mir ein Verzeichniß der Anzahl der Beweibten und der Anzahl der Kinder geben lassen, um aus demselben einleuchtend zu zeigen, was ich mit ziemlicher Gewißheit vermuthe, und auch wol voraussetzen kann: daß beide Zahlen, insonderheit die letztern, unverhältnißmäßig gering sind. Ich wollte ferner die ganz einfache Ursache davon angeben: daß der gemeine Soldat so wenig, als der Subalternofficier, Weib und Kinder ernähren können, so daß, wenn der erstere auch häufig heirathet, doch die meisten Kinder desselben aus Mangel an Nahrung und Pflege umkommen müssen. Diese Listen *) habe ich nun bisher nicht erhalten können, ob ich gleich hin und wieder darum angesucht habe. Inzwischen will ich doch eins und das andere über die Wichtigkeit der Beförderung der Soldatenehen, und ihrer Kinder Erziehung und Ernährung sagen.

Der

*) Ich halte die Bekanntmachung dieser Listen für sehr wichtig, und sehe gar nicht ein, warum man aus denselben ein Geheimniß machen wolle, da man aus der Zahl der in Diensten stehenden Soldaten kein Geheimniß macht, und machen kann.

Der gehörige Grad der Bevölkerung ist ein wesentliches Erforderniß der Glückseligkeit eines Staats, und das Hauptziel, nach dem die weisesten Regenten trachten. Es ist dieses ein Satz, den ich als ausgemacht und erwiesen annehmen kann. Eben so gewiß und ausgemacht ist der: daß es für die gute Ordnung in einem Staate, das Gesundheitswohl und die Sittlichkeit seiner Einwohner höchst nachtheilig ist, wenn er eine unverhältnißmäßig große Anzahl Männer hat, die nicht in einer rechtmäßigen Ehe leben und leben können. (Es versteht sich von selbst, daß hier nicht von unangebauten und gar zu gering bevölkerten Ländern die Rede ist.) Es ist ganz offenbar, daß es ein weit natürlicherer und sicherer Weg zur heilsamen und dauerhaften Bevölkerung eines Landes ist: die Ansetzung, Verehlichung, Kinderernährung und Erziehung der Eingebohrnen zu befördern, als Flüchtlinge, Landstreicher, u. s. w. in fremden Ländern aufzusuchen, herein zu locken, und vorzüglich zu begünstigen; den Kindern und Bürgern des Landes im Gegentheil den natürlichen Genuß des Lebens und die Erreichung ihrer menschlichen Bestimmung zu erschweren. Ausländer muß jeder Staat schützen und begünstigen, wenn sie vorzüglich geschickt und für ihn brauchbar sind, aber

nie

nie als solche, und mit Bedrückung der Eingebohrnen.

Es ist ganz offenbar, daß zu keinem Gewerbe und Stande Ausländer sich weniger schicken, als zum Soldatenstande. Es gehört schlechterdings zu einem treuen und braven Soldaten, eine fast instinctartige, zur Natur gewordene Anhänglichkeit an den vaterländischen Boden, Regenten, Befehlshaber und Mitstreiter. Einzelnen Ausländern kann zwar das neue Vaterland, durch besondere Verhältnisse, glückliche Lagen und Verbindungen, so theuer geworden seyn, als das ursprüngliche; aber das sind immer nur Ausnahmen. Hierin kann ich mich, ohne weitere Untersuchung, dreist auf die allgemeine Erfahrung berufen; denn jeder versuchte und erfahrne Officier, mit dem ich darüber gesprochen, hat mir eingestanden, daß die Einländer es sind, auf die man im Felde und in der Action alles baut, auf die man sich sicher verlassen kann und verläßt. Sie sind selbst die Wächter der Ausländer, die sie als eine Art von Gefangenen hüten müssen. — Ausländer sind es hingegen, die den Ton unter der Armee verderben, die Sitten verschlimmern, die wildesten Ausschweifungen begehen, und die harte Behandlung und Tyranney nöthig machen

und veranlassen, die für das Militär so nachtheilig ist. Sie sind es, die den Soldatenstand in Verachtung bringen, und ihn für den Bürger zu einer so drückenden Last machen. Durch sie werden die so zahlreichen stehenden Garnisonen und starken Wachen nothwendig. Die Ausländer sind es, die man einsperren muß, und denen man nicht erlauben darf, im Freien und vor dem Thore herum zu gehen und zu arbeiten, wodurch denn ihre Gesundheit und Körperkraft, das wesentlichste Erforderniß zu einem tüchtigen Soldaten, geschwächt wird. Auch im Frieden können sie daher nie so sehr, wie die Einländer, dem Staate als erwerbende Arbeiter nutzen.

Wie vortreflich wäre es also, wenn eine Armee, wenigstens dem bey weitem größten Theile nach, aus Einländern und treuen Landeskindern bestände! Sollte das nicht möglich seyn? — Die Erleichterung der Soldatenehen, und der Ernährung und Erziehung der daraus entstandenen Kinder müßte dazu ein großes beytragen. Es muß möglich seyn, die Armee größtentheils aus sich selbst zu recrutiren; denn der Bauernstand erhält sich nicht nur durch sich selbst, sondern giebt noch eine Menge ab, zu Handwerkern, Manufacturisten, Studirten und vorzüglich Soldaten.

ten. Die Ehen müßten zu diesem Zweck auf keine Weise erschweret werden; und da der Soldat nicht im Stande ist, von seiner Löhnung Kinder zu erhalten und zu erziehen, so müßte der Staat jedes Soldatenkind, als ihm im vorzüglichen Grade angehörig, ansehen, und zu seiner Erziehung beytragen. Es sey fern von mir, zu wünschen, daß große Erziehungs- oder Waisenhäuser angelegt würden, in denen man die Kinder zusammenpacken und groß füttern wollte. Man ist itzt darüber einig, daß alle dergleichen große Anstalten nichts taugen. Es müßte jedem Soldaten, der Vater ist, auf jedes Kind etwas gewisses gutgethan werden. Es dürfte das nur der dritte oder vierte Theil seiner eigenen Löhnung seyn, und sich nur bis zu einem gewissen Alter des Kindes erstrecken. Ausserdem müßte der ganze Unterricht, und alles, was dazu gehört, unentgeldlich und auf Kosten des Staats besorgt werden. Die Kinder müßten zur Erlernung nützlicher Handwerke und Handarbeiten angewiesen und angehalten werden. Verwaisete und lüderlicher Eltern Kinder müßte man in andern Familien, und vorzüglich auf dem Lande unterzubringen suchen, so wie es itzt mit einer großen Anzahl Kinder, die zum Potsdammschen Waisenhause gehören, geschieht. Nur müßte den Orts-

obrigkeiten und Predigern eine sorgfältige Aufsicht über diese Kinder, und das, was zu ihrem Besten gehört, zur Pflicht gemacht werden.

Es ist wahr, eine solche Einrichtung würde dem Staate große Summen kosten; aber man muß auch den Gewinn recht bedenken. Es wäre dies der wohlthätigste Weg, die Schätze der Regierung unter die ganze Nation zu vertheilen, dem gewiß jeder andere mehr in die Augen fallende und glänzende, in Ansehung der Gemeinnützigkeit, nachstehen müßte. Welch ein wichtiger Beytrag wären schon die zur Ansetzung von Colonisten bestimmten Gelder, und das, was die auswärtigen Werbungen kosten! Wie viel würde das platte Land mit Freuden hergeben, wenn es dadurch von dem Ueberlauf von Bettlern, wovon wenigstens zwey Drittel Soldatenweiber und Kinder sind, befreit würde! Was müßte das für eine Armee werden, deren Soldaten mit der ersten Muttermilch Liebe und Dankbarkeit für ihr Vaterland, dem sie Daseyn und Ernährung schuldig wären, einsögen; die von Jugend auf, und so eigentlich und völlig zweckmäßig, für ihren Stand gebildet würden; die durch Gewöhnung zur Arbeit, und erlangte Geschicklichkeit, dem Staate auch zu Friedenszeiten nützlich würden,

und sich hinlänglich und ordentlich ernähren könnten; die durch Anstrengung ihrer Kräfte sich stark und gesund erhielten; die wissen, daß der Staat nicht undankbar gegen ihre Aufopferungen für ihn, und gegen die Beschwerden ihres Standes ist, und daß ihre Weiber und Kinder nach ihrem Tode nicht einst hungern und betteln dürfen. Welche Freywilligkeit, welche Treue, welcher Muth, welche Ordnungsliebe, was für Sittlichkeit würde unter einer solchen Armee herrschen! – Doch genug davon. Die Sache scheint mir einleuchtend, wenn auch in der anfänglichen Ausführung manchen Schwierigkeiten unterworfen. Ich will nur noch hinzu setzen, daß meine große Achtung für einen so wichtigen Stand, wie das Militair ist, meine Aufmerksamkeit auf denselben, und meine Unterredungen mit einsichtsvollen und erfahrnen Mitgliedern desselben, mich auf diese Betrachtungen geführt haben. Leben Sie wohl.

N. S. Ich füge diesen Vorschlägen noch ein paar andere bey, die mit dieser Materie in Verwandtschaft stehen.

Ginge es nicht an, daß beweibten Soldaten so wohl, als sicheren Ausländern unter ihnen, Colonistenstellen ertheilt würden? Das Land

würde in Ansehung der Bevölkerung gleich viel dabey gewinnen, der Soldat würde durch eine solche Belohnung seiner guten Aufführung sehr aufgemuntert, bekäme mehr Interesse für das Land, zu dessen Vertheidigung er Blut und Leben hingeben muß, und wäre als Invalide versorgt. Doch dies ist, wie ich so eben itzt mit Vergnügen höre, bey uns schon verfassungsmäßig.

Wäre es ferner nicht möglich, es dahin zu bringen, daß kein abgedankter Soldat betteln dürfte? Das Land muß einmal alle seine Einwohner ernähren, sie seyn Bettler, Diebe, oder Arbeiter; man muß also darauf sehen, auf welche Art ihm die Ernährung seiner Einwohner am wenigsten lästig und am meisten nützlich wird. Ich darf es wol nicht erst beweisen, daß das Betteln eine sehr unglückliche, landverderbliche Sache ist: der Bettler ist bloß Verzehrer, lebt unordentlich – doch was ists nöthig, sonnenklare Wahrheiten ausführlich darzuthun? Jeder Canton müßte die Abgedankten seines Regiments ernähren, dazu regelmäßig gewisse Summen hergeben; und er würde es mit Freuden thun, wenn er des Ueberlaufs von Bettlern dadurch los würde. Der größte Theil der Bettelnden könnte auch alsdann dem Staate noch auf eine oder die andere

dere Weise durch seiner Hände Arbeit nützen, und würde nicht blos Verzehrer seyn. – Diese letzte Materie scheint mir vorzüglich eine weitläuftigere Verhandlung, und recht ernstliche Erwägung zu verdienen. So einleuchtend die Sache ist, so wenig scheint man dieselbe noch beobachtet, und zu ihrer zweckmäßigen Einrichtung anwendbare Vorschläge gethan zu haben.

Nur noch eins, und dann für diesmal kein Wort weiter, weil der Vorschläge vielleicht schon zu viele sind! – Ich habe vorhin gesagt, daß der Subalternofficier bey seiner Einnahme nicht heirathen kann; und wer sieht nicht ein, in wie vielfacher Absicht es für ihn und den Staat wohlthätig wäre, wenn er es könnte? Wie wäre es, wenn allen Kloster- und Stiftsfräulein freystünde, mit Beybehaltung ihrer Pension auf Lebenslang, solche Officiere zu heirathen? Wie viele arme Mädchen würden dadurch von dem durchaus unzweckmäßigen Klosterleben erlöset, und zu Männern verholfen; und wie viele brave Officiere könnten Weiber erhalten! Wie vielen einländischen kraftvollen jungen Adel würde der Staat erhalten! Wie vielfachen Sittenverderbnissen würde gesteuret! Es würden offenbar durch diese

Einrichtung die besten Zwecke erreicht, große Uebel und Verkehrtheiten verhütet und abgestellt; und ich sehe nicht die geringste nachtheilige Folge davon. Es würde kein Mensch in seinen Gerechtsamen gekränkt: denn für die noch nicht zur Hebung gelangten wäre es doch im Grunde einerley, ob sie auf den Tod einer verehlichten oder ehelosen Vorgängerin warten müßten; und in der Regel hätten sie im erstern Falle noch eine nähere Aussicht.

XXI.

XXI.

Etwas

von den

Mennonistischen Gemeinen

in Preußen.

In Danzig und den dabey liegenden Vorstädten, vorzüglich auf preußischem Grunde, wohnen viele Mennonisten, und haben freien Gottesdienst an zwey Orten auf dem Danziger Gebiete, doch außerhalb der Stadt. Sie theilen sich in zwey Gemeinen; die Anhänger der einen werden gemeiniglich grobe, die andern feine Mennonisten genannt; beide nähern sich aber (nur, wie bekannt, die Artikel von der Taufe, dem Eidschwure, und der Ehescheidung ausgenommen,) der reformirten Kirche. Der Unterschied beider Gemeinen besteht vornemlich darin: daß den Feinen nicht erlaubt ist, frisirt zu gehen, verschiedenen Putz, als Haarbeutel, Schnallen u. s. w. zu tragen (doch sind sie in diesem Puncte seit einiger Zeit sehr nachgiebig geworden;) und vorzüglich: daß die Mitglieder derselben sich nicht außerhalb ihrer Gemeine, nicht einmal mit Mitgliedern der Groben, bey Strafe des evangelischen Bannes, wie sie es nennen, verheirathen dürfen. Den Groben aber stehet alles dieses frey; und in Danzig haben sich seit einiger Zeit mehrere ansehnliche Lutheraner mit Töchtern aus

der

der mennonistischen groben Gemeine verheirathet, und ihre Gattinnen sind bey derselben geblieben. Wie strenge hingegen noch itzt die Feinen hierin sind, mag Ihnen folgende Geschichte beweisen, deren Ende sich erst im Anfange dieses Jahres zutrug.

Ein angesehener Mann unter denselben hat fünf wohlerzogene Kinder, wovon viere sich zur reformirten Kirche, ehe sie getauft wurden *), gewendet haben; nur die zweite Tochter ist, aus besonderer Liebe zu den Eltern, vorzüglich zu der Mutter, zur väterlichen Gemeine getreten. Vor ungefähr vier Jahren wird sie mit einem jungen Manne von der lutherischen Kirche bekannt, und nach und nach entspringt eine wechselseitige Neigung. Die Eltern erklärten sich endlich: daß, wenn der junge Mann es bey der Gemeine durchsetzen könne, sie sich seiner Verbindung mit ihrer Tochter nicht widersetzen wollten. Er wandte sich hierauf an einen angesehenen Mann in Danzig, der den Vorstehern der Gemeine oder sogenannten Vermahnern vorstellte, wie die Obrigkeit es unmöglich dulden könne, daß eine kleine Reli-

*) Man wird sich erinnern, daß die Mennonisten ihre Catechumenen erst bey völlig reifem Verstande durch die Taufe in ihre Gemeine aufnehmen.

Religionsparthey sich unterfange, die Heirath ihrer Mitglieder außerhalb der Gemeine mit der Excommunication zu bestrafen. – Hier muß ich erklären, worin dieser Bann besteht. Nach ihrem eigenen Catechismus vom Jahr 1768, in welchem auf eine solche Heirath die Strafe der Absonderung gesetzt ist, heißt es: „Wir müssen „uns von solchen Abgesonderten entziehen, dieselben „scheuen und meiden in allem natürlichen „Umgange, sowol im Essen und Trinken, Handel „und Wandel, wie auch in allem leiblichen Umgang „und Geselligkeit, auf daß sie schamroth „werden; und zwar ohne Ansehen der Personen.„ Und an einer andern Stelle wird ausdrücklich gesagt: „daß sich diese Entziehung nicht allein auf „das Essen im Abendmahl erstrecke, auch sie so „lange dauere, bis der Abgesonderte in sich schlage, „und in Ansehung der Ehe, bis der Ehegatte „den Glauben annehme und sich zu der Gemeine „begebe, oder einer durch den Tod des andern „von solchem Joch entlediget werde.„ *)

Die

*) Daß dieses nicht leere Drohworte sind, beweiset folgendes Beispiel. Vor einigen Jahren fallirte ein Mann aus derselben Gemeine, der zwar nicht boshaft, doch unbedachtsam gehandelt hatte.

Die Aeltesten antworteten jenem vornehmen Manne: sie könnten dem Frauenzimmer, über das sie jetzt gar nicht zu klagen hätten, nicht wehren, zu heirathen, wen sie wolle; dann würden sie aber die Gemeine zusammenberufen und stimmen lassen, ob sie bey derselben bleiben könne, oder nicht. Unterdeß gingen sie zu der Jungfrau, und suchten sie durch geistliche Vorstellungen von ihrem weltlichen Vorhaben abzuhalten, beredeten sie auch nebst der Mutter, (der Vater war nicht zugegen) von der in vierzehn Tagen zu haltenden Communion – um, wie sie sagten,

Aer-

te. Er gab sich beim Gerichte an, der Concurs ward eröffnet, und es kam zum Accord. Unterdessen hatten die Aeltesten die Gemeine zusammenberufen, um über diesen Mann stimmen zu lassen. Er erfuhr es, und ließ sie inständigst bitten, wenigstens zu warten, bis seine Sache vor Gericht geendigt wäre. Sie versprachen es, stimmten aber den folgenden Tag über ihn; und er ward aus der Gemeine gestoßen. Dies Urtheil wurde nicht nur ihm, sondern auch seiner Frau bekannt gemacht, mit dem Bedeuten: sie wisse nun, wie sie sich gegen ihren Mann zu verhalten habe. Er grämte sich darüber so sehr, daß er bald darauf starb.

Aergerniß zu vermeiden, – wegzubleiben; welches auch geschah.

Der junge Mann wandte sich nun an den Danziger Magistrat, und bat: „den Vorstehern „anzubefehlen, der Heirath kein Hinderniß in „den Weg zu legen, noch seine Braut deshalb „zu excommuniciren, da sie entschlossen wäre, „bey der Gemeine zu bleiben.“ Diese kamen nach langem Zaudern mit einer Gegenvorstellung ein, worin sie sagten: „sie meineten es mit dem „Banne nicht so arg, als es in ihrem Catechis„mus lautete; das Frauenzimmer habe ja die „Verbindlichkeiten gekannt, als sie freywillig zur „Gemeine getreten; übrigens hielten sie dieselbe „gar nicht ab, zu einer andern Kirche überzugehen, „zu welcher sie wolle, und sie würden ihr alles „Gute wünschen.“ Hierauf ward eine Commission von zwey Magistratspersonen niedergesetzt, um die Sache zu untersuchen und zu vergleichen. Nun ließen die Vorsteher die Gemeine stimmen. Von ungefähr 100 gegenwärtigen Mitgliedern

stimmten 90, daß sie bey ihren alten Gebräuchen bleiben, und sich in keinen Vergleich einlassen wollten; und nur 10 waren für den Vergleich. Die hauptsächlichste, und wol auch gegründeteste, Einwendung derer, die den Vergleich ausschlugen, war: Sie stünden in genauer Verbindung mit den sehr strenge denkenden Preußischen und Holländischen Gemeinen, von denen sie oft reichliche Zuschüsse zu ihrer Armencasse erhielten; die, wenn man in diese Heirath einwilligte, gänzlich aufhören würden. Die Vorsteher setzten – wie Vorsteher – hinzu: sie hätten überhaupt darauf zu sehen, daß Einigkeit in der Gemeine erhalten würde.

Nachdem die Gemeine noch verschiedenemal gestimmt hatte, aber stets die Mehrheit wider die Beybehaltung der Braut ausgefallen war; auch kein Vergleich der Parteien vor den Deputirten zu Stande kommen konnte; und die Eltern endlich sahen, daß, wofern auch die Gemeine gezwungen würde, die Tochter zu behalten, die

Verdrießlichkeiten doch nicht aufhören würden, indem man ihr z. B. schon zu verstehen gab, daß künftig niemand mit ihr communiciren würde: so willigten die Eltern ein, daß die Tochter von dieser Gemeine zur andern (zu den Groben) übergehen solle, wenn sich die Aeltesten schriftlich erklärten, wie sie sich zu thun erboten hätten, sie in Frieden fahren zu lassen. Diese setzten demnach eine Schrift auf, worin sie sagten: „daß sie gedachte Person auf Verlangen E. E. Raths in Frieden fahren liessen.“ Dies mußte geändert werden, und sie gaben ihr darauf folgendes Attest: „Wir Endes Unterschriebene bezeugen nach „Wahrheit, daß Jungfer N. ausserhalb der ge„genwärtigen Eheverbindung sich seit der am „20sten Jun. 1779. empfangenen Taufe still und „friedsam betragen hat. Da sie aber dieser Ehe„verbindung wegen nicht länger bey uns bleiben „mag, und sich also entschlossen hat, zu der „Mennonistischen Gemeine auf Neugarten über„zugehen: so bezeugen wir zugleich, daß wir „nichts dagegen einzuwenden haben, sondern sie

 „mit

„mit Frieden fahren lassen." – Als sie sich hierauf bey dem Aeltesten der andern (groben) Gemeine meldete, sagte dieser: daß er sich keines solchen Beyspiels (ungeachtet er über 70 Jahr alt ist) zu erinnern wisse. Er fragte sie noch: „ob sie nicht besser thäte, die Religion ihres „künftigen Mannes (die luthersche) der Kinder „halber anzunehmen?" Da sie sich aber erklärte: sie sähe diesen Uebergang nicht als eine Religionsänderung an; so war er damit zufrieden.

Ende des vierten Bandes.

Inhalt des vierten Bandes.

I. Ueber den jetzigen Zustand des Fabrik- und Handlungswesens in der Reichsstadt Hamburg. (Im Jahr 1783.) Seite 3

II. Auszug eines Briefes vom Rhein. 17

III. Schreiben vom Nieder-Rhein. 33

IV. Ueber Cassel und Marburg. Auszug aus dem Schreiben eines Reisenden. 55

V. Ueber die Carls-Aue bey Cassel. (Im Jahr 1786.) 63

VI. Etwas zur Characteristik von Hannover. (Im Jahr 1786.) 73

VII. Monument in dem herrschaftlichen Garten vor Zelle, dem Andenken der verstorbenen Dänischen Königin Caroline Mathilde gewidmet. 79

VIII. Briefe aus dem Felde. 85

IX. Brief an einen Freund, über die neuen Werke, die man seit Ende des Krieges vom Jahr 1756 zur Verstärkung der Hannöverschen Festung Hameln hat ausführen lassen. 127

X. Krankenwärterinnen-Institut in Mannheim. 153

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

XI. Vom Herzogthume Braunschweig. Seite 159

XII Ueber den vermeyntlichen Volksmangel in Hollstein und dessen angegebene Ursachen. 169

XIII Authentische Nachricht vom Activhandel in Schlesien, königlich-preußischen Antheils, im Jahr 1782. 181

XIV. Ueber den Schlesischen Leinwandhandel und Manufacturen. (Im Jahr 1783.) 187

XV Authentischer Bericht von dem neusten Zustande der Manufacturen in der Provinz Neumark. 203

XVI. Triester Handel, Schiffarth und Waarenzug. (Im Jahr 17 .) 213

XVII. Etwas über den Handel in den Oesterreichschen deutschen Provinzen und in Hungarn. Von einem Oesterreichischen Patrioten. 221

XVIII. Zittau in der Oberlausitz und Herrnhuth. An Herrn D. H. in Wien. 245

XIX Von der Münsterschen Garde. 321

XX Nachrichten von der Frankfurtischen Garnisonschule; nebst Vorschlägen über die Soldatenehen. 331

XXI. Etwas von den Mennonistischen Gemeinen in Preußen. 347

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

2-5 = XXXX - VII. 84
1. 86
X. 89
И 92

HERKOMER
MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Neue Reisebemerkungen in und über Deutschland

Bd.: 4. (1787). - 358 S.

Halle 1787

It.coll. 68 s-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10465651-5
VD18 80073263-001